Tages Woche

Freitag, 24.7.2015 5. Jahrgang 5.–
www.tageswoche.ch
Nr. 30
Gerbergasse 30
4001 Basel
T 061 561 61 61

9 772235 224407

DAS NEUE BASEL

FOTO: BASILE BORNAND

Stadtentwicklung

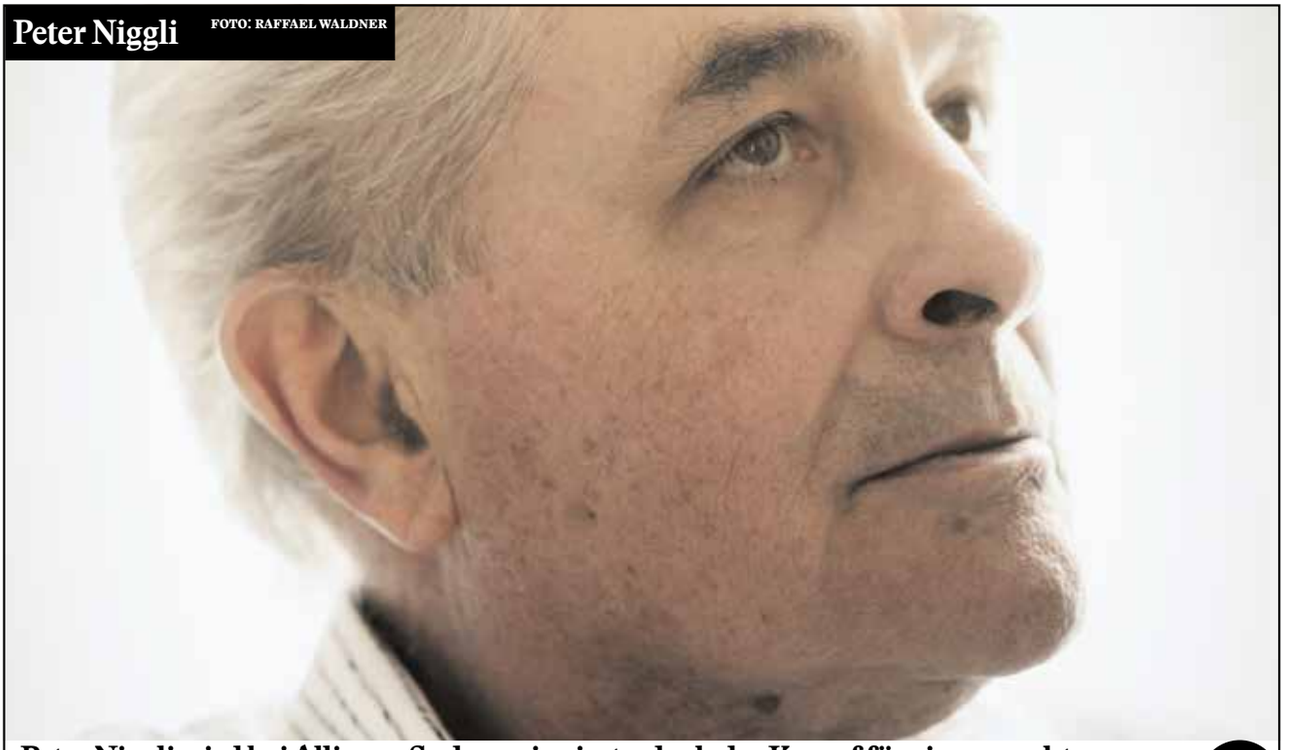
Drei Quartiere ziehen Zuzüger an und bringen Schwung in die Stadt.

Seite 6

Stell Dir vor, Deine Kühlgeräte werden zur Sparbüchse.
Ersetzen Sie ihre gewerblichen alten Kühl- und Gefriergeräte durch energieeffiziente Modelle und sparen bis zu 25% des Kaufpreises. Informationen unter T +41 61 275 51 11 und energieberatung@iwb.ch.
Aus eigener Energie.
Profitieren Sie jetzt vom Förderprogramm.
unterstützt durch IWB Öko-IMPULS & Stiftung ProKilowatt
iwb

INHALT

Peter Niggli FOTO: RAFFAEL WALDNER



Peter Niggli wird bei Alliance Sud pensioniert – doch der Kampf für eine gerechtere Welt geht weiter. Ein Gespräch über Revolution, Rechtsradikale und Entwicklungshilfe.

Seite 26

Mafia FOTO: MAX INTRISANO

In Ercolano herrschte die Mafia. Bis ihr eine Geschäftsfrau die Stirn bot.

Seite 31

Bahngeschichten FOTO: MARTIN STOHLER

Ausflug im Zug: Unterwegs über die Grenze nach Delle und ins Kandertal.

Seite 38

Stimmen-Festival

Als Christoph Baumgartner war er ein unglücklicher Moderator. Als Baum ist er ein zufriedener Songwriter. Ein Porträt vor dem Auftritt im Rosenfelspark.

Seite 40

Danielle Dreier Harris	S. 4
Bestattungen	S. 36
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46

Remo Leupin
Leiter Print

In diesen Quartieren wird Zukunft gemacht

Quartiere, die sich verändern, in denen neue Lokale entstehen und rege gezügelt wird, stehen rasch unter Gentrifizierungsverdacht. Gutverdienende Zuzüger, so die verbreitete Angst, verdrängen alteingesessene Einwohner.

Ist dem wirklich so? Wir haben einen Augenschein in Basels dynamischsten Quartieren genommen: im Gundeli, Matthäus und St. Johann. Hier liegt der Wandel förmlich in der Luft – zum Nachteil der Bewohner? Darauf deutet wenig hin. Die Bevölkerung ist durchmischter als anderswo, die Lebensqualität hat sich erheblich verbessert – hier keimt ein lebensfrohes neues Basel.

Vor noch nicht allzu langer Zeit war das Gundeli ein Unort am Rand der Stadt: abgeschottet hinter den Gleisen der SBB, seit den 60er-Jahren mit gesichtslosen Mietskasernen verunstaltet, kaum begrünt. Dank stadtplanerischen Eingriffen hat sich das Quartier zum beliebten Wohnort mit multikulturellem Appeal entwickelt.

Auch das Matthäus-Quartier ist im Umbruch. Hier sind aber nicht Stadtentwickler die Treiber, sondern die bunt zusammengewürfelte Anwohnerschaft selber. Im diesem am dichtesten besiedelten Teil der Stadt scheint Neues reibungslos neben Altem zu entstehen: die angesagte Bar neben dem Döner-Schuppen, der Designerladen neben dem türkischen Supermarkt.

Selbst im St. Johann, dem in den letzten Jahren besonderer stadtplanerischer Ehrgeiz zuteil wurde, ist der Gentrifizierungs-Beweis nicht leicht zu erbringen. Billige (und oft baufällige) Wohnungen gingen zwar verloren. Doch das St. Johann ist mehr als Volta Ost und West, hier entsteht auch neuer Wohnraum für Familien. Und rund um die Elsässerstrasse, die Lebensader des Quartiers, ist fast alles beim Alten geblieben. Geschichte ist aber der massive Verkehr, der das St. Johann einst regelrecht durchpflügte. Diesen Zeiten weint hier niemand hinterher.

tageswoche.ch/+wezb5 ×

Weiterlesen, S. 12

«Hinter den Gleisen», tageswoche.ch/+mtgiq

Weiterlesen, S. 10

«Das kleine Chaos eines Weltstadtquartiers», tageswoche.ch/+ds115

Weiterlesen, S. 13

«Der rote Faden im Flickwerk», tageswoche.ch/+27nxh

Danielle Dreier Harris

von Danielle Bürgin

Für den Aufbau ihrer Modewerkstatt «Taktil» hat Danielle Dreier Harris New York verlassen. In Basel gibt sie jungen Kreativen weiter, was sie unter anderem bei Bally von der Pike auf gelernt hat.

Danielle Noelle Dreier Harris gibt gerade einen Schuhworkshop, als wir den Taktil Work/Shop an der Feldbergstrasse 39 betreten. Auf dem grossen Ladentisch liegen verschiedenfarbige Lederstücke, Nadeln, Faden und unterschiedliches Werkzeug. Die fünf Kursteilnehmerinnen wollen von Dreier Harris wissen, wie man möglichst einfach und in guter Qualität Lederschuhe herstellt. «Ich hab das Schuhhandwerk damals bei Bally erlernt», sagt die 47-Jährige. «Bei einem so renommierten Hersteller lernt man von der Pike auf, was es heisst, Qualität zu produzieren. Jedes Einzelteil wurde dort selber hergestellt.»

«Ein Produkt, an dem lange gearbeitet wurde, hat auch seinen Wert. Viele Leute haben dieses Verständnis verloren.»

Dreier Harris ist eine Weltenbummlerin. Für Bally war sie beim Aufbau von neuen Fabriken in Kairo und New York tätig. Unterschiedliche Kulturen und Mentalitäten sind ihr von Haus aus nicht fremd. Ihre Eltern lernten sich damals in New York kennen. «Meine Mutter war als 20-Jährige als Au-Pair-Mädchen nach New York gegangen. Dank der Unterstützung ihrer Gastfamilie erhielt sie bald einen Job in einem Coiffeurgeschäft an der renommierten Fifth Avenue.»

Pioniergeist bekam Dreier Harris schon früh mit auf den Weg. Dass sich ihre Mutter in einen afroamerikanischen Informatiker verliebte, war für eine weisse junge Frau in den 1950-Jahren eher unüblich. «Meine Eltern mussten ihre Liebe zu Beginn geheim halten.»

Auch sie selber lernte früh, was es heisst, im Leben erfinderisch und mobil zu sein: «Als Jugendliche zügelte ich mit meinen Eltern in die Schweiz, danach zog es mich wieder zurück in die USA.» Doch auch die «vermeintlich vielen Möglichkeiten» jenes Landes liessen sie nicht sesshaft werden.

Basel hatte für Danielle Dreier Harris mehr Potenzial als New York. FOTO: NILS FISCH

«New York hat sich verändert. Wie viele andere Metropolen wirkt auch diese Stadt heute wie ein Museum.»

Ein weiteres Argument für ein Leben in der Schweiz sei auch die Familie, sagt die Mutter einer Tochter. «Die Schweiz hat uns mehr Freiheiten gegeben. Die Kinder müssen hier nicht überall hinchauffiert werden, sie können problemlos draussen spielen und sie haben hier nicht einen festen Terminkalender zu bewältigen. In New York haben bereits Dreijährige einen Kalender.»

Basel sei für sie auch der ideale Arbeitsort. Als Unternehmerin betreibt Dreier Harris hier ein eigenes Modelabel und unterreichtet unterdessen auch am Institut für Mode-Design der FHNW, wo sie selbst ihr Studium abgeschlossen hat. «Die Stadt hat sich einen festen Ruf als Kunstmetropole gemacht und hat viel mehr Potenzial, als manchmal angenommen wird.»

Auch in Basel litten die Designer unter der Vormacht der grossen Modeketten, sagt Dreier Harris. «Das führt dazu, dass es heute nur noch wenige Läden gibt, die eine Alternative bieten.»

Produkte ohne Preisschild

Für ihre Designs hat Dreier Harris ein Baukastensystem entwickelt. Die Grundmuster der Einzelteile ihrer Kollektionen bleiben gleich – sie unterscheiden sich höchstens in Material, Farbe oder Details. «Dies ermöglicht mir, alles in der eigenen kleinen Werkstatt herzustellen. Ich muss nichts in einem fremden Betrieb seriell produzieren lassen, was in der Schweiz sehr teuer und aufwendig ist.»

Gerade bei handgefertigten Schuhen sei der direkte Bezug zu den Kunden wichtig: «Der Entstehungsprozess muss von Anfang an auf das Bedürfnis der Kunden abgestimmt werden.»

Was der Kunde bei den Taktil-Produkten nicht von Beginn weg weiss, ist der Preis. Die Preisschilder fehlen. Dreier Harris erklärt das so: «Ich will im Gespräch mit den Kunden erläutern, warum ein Artikel so und so viel kostet. Ich möchte ihnen vermitteln, dass ein Produkt, an dem lange gearbeitet wurde, auch seinen Wert hat. Viele Leute haben dieses Verständnis verloren.»

Im Sortiment findet man auffällig viele Produkte von jungen Designern – von Siebdruckkarten über Schmuck bis hin zu Leder- oder Strickwaren.

tageswoche.ch/+5qapa ×

Zuwanderung

Am Rhein keimt neues Leben. Besonders drei Quartiere entwickeln dank Zuwanderern neuen Schub. Hier wächst die Stadt der Zukunft.

WILLKOMMEN IN BASEL

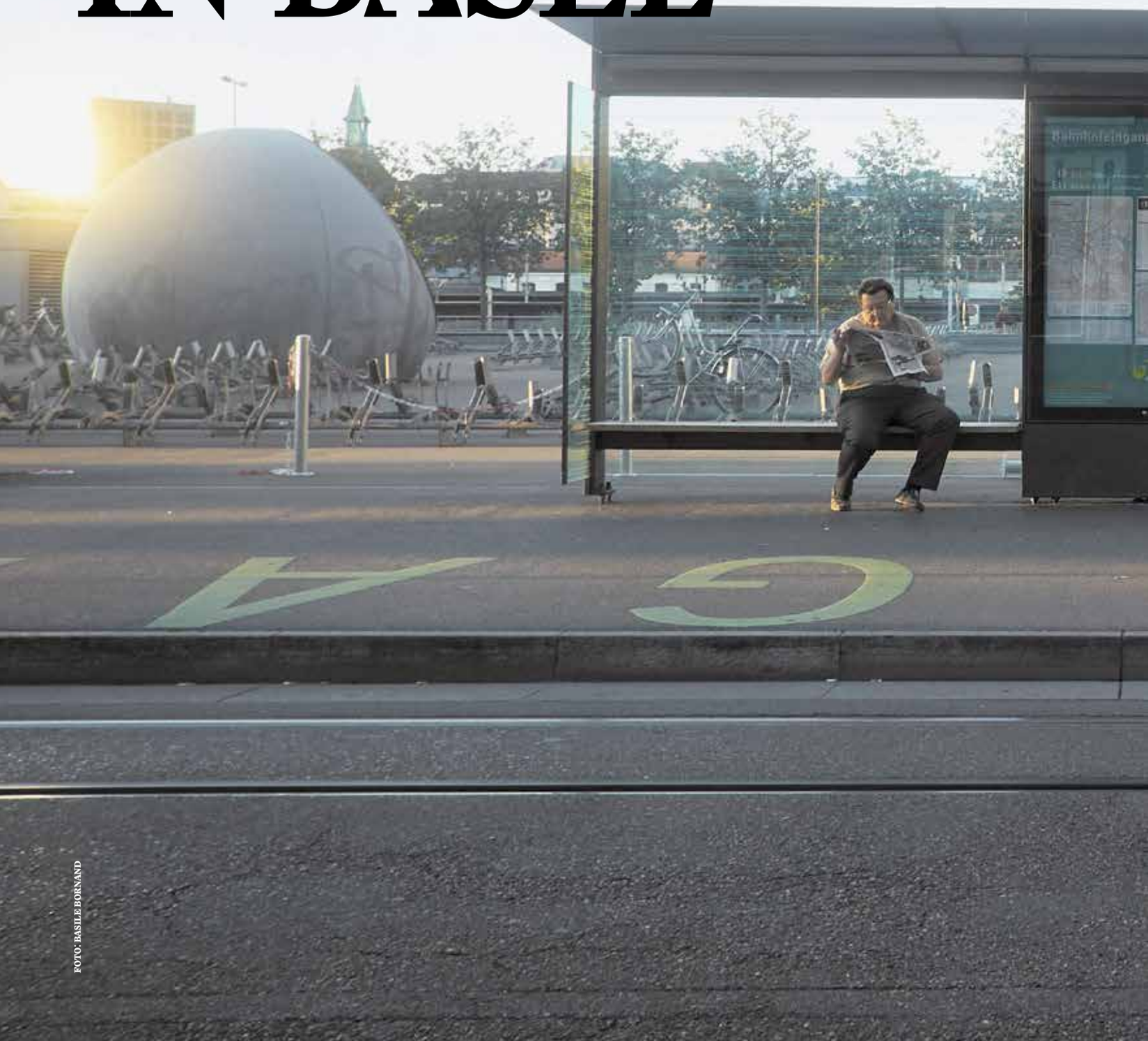


FOTO: BASILE BORNAND

Meret Oppenheim-Pl
TAXI

Gundeli, Matthäus, St. Johann, die drei Portale für Zuwanderer bringen die Stadt an neue Grenzen.

Die Kraft der neuen Bevölkerung

von Andreas Schwald

Als ich das erste Mal nach Basel zog, waren mir die unterschiedlichen Quartiere noch kaum ein Begriff; ich kam aus Sissach, war mir die Ruhe und die Beschaulichkeit der ländlichen Umgebung gewohnt. Ich war 22 Jahre alt, studierte noch und zog mit der damaligen Freundin in eine günstige Zweizimmerwohnung im Gellert-Quartier. Viel Grün, viel Ruhe, viele alte Menschen.

Obwohl ich neu in der Stadt war, fühlte ich mich nicht wie ein Zuzüger. Warum auch? Basel war schon immer ein Lebensmittelpunkt, jetzt waren nur die Wege kürzer, die Ruhe war wie auf dem Land. Das Quartier war langweilig und ähnelte dem Dorf mehr, als ich mir damals eingestand, aber was kümmerte es mich: Die Wege waren kurz.

Wie sehr ich ein Zuzüger war, erkannte ich beim zweiten Mal stadtwärts ziehen. Ich hatte zwischenzeitlich wieder auf dem Land gewohnt und gearbeitet, dort, wo ich aufgewachsen war, und landete nun wieder in der Stadt. Dieses Mal aber im Gundeli, in der Kleinstadt hinter den Gleisen, und es war, als ob ich das erste Mal in diese Stadt kam. Ich war nur ein weiterer dieser vielen Zuzüger, die sich dieses Quartier als erste Station in Basel auswählen, vor fünf Jahren wie heute.

Seien es Baselbieter, Aargauer, Deutsche, Tamilen, Türken. Irgendwann landen wir alle hier. Denn wir brauchen am Anfang alle dasselbe. Eine günstige Wohnung, den öffentlichen Verkehr, wollen Nähe zum neuen Arbeitsort und am Leben teilnehmen, das sich vor der Haustüre abspielt.

Deshalb also der Entscheid fürs Gundeli, und das in guter Gesellschaft. Hier, wo auch der Kanton festhält, dass vor allem jüngere, berufstätige Menschen wohnen, die die Vorzüge zwischen Bahnhof und Bruderholz schätzen, kulturell durchmischt. So war das Gundeli auch 2014 das beliebteste Quartier für Zuzüger von ausserhalb Basel-Stadt, knapp vor dem Matthäusquartier und dem St. Johann.

Erfolgsrezepte aus dem Gundeli

Und genau hier setzt der Kanton seinen Schwerpunkt in der Stadtteilentwicklung. «Gundeli Plus» heisst das Konzept und setzt auf die Ausgestaltung von Grün- und Freiraum, die Bahnhof- und Dreispitzentwicklung sowie Stadtteilrichtplan. Es begegnet damit dem Hauptproblem der wachsenden Stadt: dass sich zu viele Menschen auf den Füssen herumstehen und sich die Wohnungen streitig machen.

Das Gundeli zeigt auch exemplarisch, wo die Konfliktlinien liegen. Kaum irgendwo ist die Bevölkerung gegenüber der eigenen Stadt streitbarer und debattierfreudiger. Die gut organisierte und vernetzte Quartierlobby kippte nicht nur ein vom Kanton verordnetes Verkehrskonzept, sie hat auch eine gewichtige Mitsprache bei allen weiteren Entwicklungen erkämpft. Wer in diesem Quartier mit den zähen Verhandlungspartnern Erfolge erzielt, der kann das dabei Gelernte auch anderswo als Erfolgsrezept einsetzen.

Denn insgesamt wächst Basel nicht nur im Gundeli, sondern überall. Die Stadt gilt immer noch als attraktiv, sagt Roland Frank, Leiter der Fachstelle Stadtteilentwicklung, und weist darauf hin: «Die leichte Verschiebung der Herkunftsgruppen zeigt auch die internationale wirtschaftliche Dynamik in einer Zeit sich rasch wandelnder Verhältnisse, die sich schnell in solchen Veränderungen niederschlagen kann.» Will heissen: Ausländische, oft hochqualifizierte Arbeitskräfte sind gefragt – und sie folgen dem Ruf.

Das Matthäus zählt zu den am dichtesten besiedelten Quartieren der Schweiz und zeigt, wie ein Miteinander funktionieren kann.

Der Kanton begegnet der Entwicklung mit Gesetzen wie dem Wohnraumfördergesetz und dem Gesetz über die Nutzung des öffentlichen Raumes. Beide sind umstritten; so brandmarkt der Mieterverband Basel das Wohnraumgesetz als Papiertiger, der der Spekulation und damit der Verteuerung von Wohnraum zu viel Raum lässt.

Auch das Gesetz zur Nutzung des öffentlichen Raums führte zu heissen Debatten und erst diesen Frühling wurde das so genannte Clubsterben zum Politikum. Die Gesetzgebung nehme einer kreativen und mutigen Musikclubszene die Luft zum Atmen; im Dschungel aus Paragrafen würden nur wenige das Risiko eingehen wollen, einen Unterhaltungsbetrieb zu führen. Es sind Debatten über die Lebensqualität, über die Sicherheit und letztlich darüber, wie die Stadt mit ihrer Bevölkerung umgeht, die mehr und mehr will.

Und diese Bevölkerung strömt unablässig hierher. Deren grösste Drehscheiben bleiben die drei Quartiere: Das Gundeli, das Matthäus-Quartier im Kleinbasel und das St. Johann, das Zuhause des Novartis-Campus. Alle drei gehören zu den am dichtesten besiedelten Gebieten der Stadt, wie Stadtentwickler Frank sagt, alle drei würden sich nach wie vor grosser Beliebtheit erfreuen, und das sei aus Sicht der Stadt «erfreulich».

Flickenteppich St. Johann

Von den drei zeigt gerade das Matthäus, wie ein Miteinander funktionieren kann, und das nicht von ungefähr: Das Quartier rund um die Klybeck- und Feldbergstrasse gehört zu den am dichtesten besiedelten der Schweiz. Die Bevölkerung organisiert sich hier selbst einen Matthäus-Markt, der von der ganzen Stadt frequentiert wird, hier reihen sich muslimische Teehäuser an hippe Speiserestaurants und trotzdem: «Menschen, die seit Generationen hier wohnen, können sich gewisse Dinge einfach nicht mehr leisten, allem voran den Wohnraum.» Das sagt Heike Oldörp vom Stadtteilsekretariat Kleinbasel, der Schnittstelle zwischen Bevölkerung und Kanton.

Diese Aufwertung und damit das Schreckgespenst der «Gentrifizierung»: Es droht immer irgendwo bei kantonalen Eingriffen, und es ist letztlich die Angst vor der Verdrängung ärmerer Einkommensschichten durch Gutverdienende. Dennoch sagt Oldörp: «Seit mehreren Jahrzehnten herrscht hier Aufbruchstimmung, und trotzdem haben wir noch immer ein bunt gemischtes Quartier.» Wer im Matthäus von auswärts angekommen ist, der zieht oft auch weiter – aber nicht nur irgendwohin in die Schweiz, sondern vor allem innerhalb der Stadt selbst. So ist das Quartier eines der grössten Portale für die künftige Durchmischung der Stadt. Eine Durchmischung, wie sie jetzt schon im Quartier selbst stattfindet.

Diese Entwicklung zeichnet sich im St. Johann nur zögerlich ab; das Quartier, das sich vom Grossbasler Rheinbord bis zur gutbürgerlichen Wohngegend erstreckt, ist noch ein städtebaulicher Flickenteppich. Es sei eine «sterile Umgestaltung», die der

Kanton aufgenommen hat, schreibt Tages-Woche-Blogger Michel Schultheiss. Die Fluktuation in den Läden ist hoch und selbst die Elsässerstrasse als Lebensader weise noch «deutlichen Handlungsbedarf auf», wie die Betriebsleiterinnen des Stadtteilsekretariats Basel West sagen.

Das ist der Beliebtheit des Quartiers aber nicht abträglich. Denn das St. Johann weist «einen Umzugsgewinn auf, der auf einen Einzugsüberschuss der Schweizer Bevölkerung zurückzuführen ist», sagt Stadtentwickler Frank. Dies zeige, dass das Quartier weiter an Lebensqualität gewonnen habe, und bestätige damit auch die Ergebnisse, welche die 2012 durchgeführte Befragung der Bevölkerung im Voltagebiet aufgezeigt hatte.

Die Herausforderung liegt darin, das Leben in den Portalen wachsen zu lassen, jenseits von Regulierung und Konzepten.

Doch letztlich ist das St. Johann derzeit vor allem «die Schweiz zum Kennenlernen». Wie aus der Zuwanderungsstatistik hervorgeht, zogen 2014 648 Personen aus Europa ins St. Johann. Gleichzeitig zogen aber auch 343 Personen wieder weg – knapp die Hälfte der Neuankömmlinge. Und wiederum rund die Hälfte davon zog es nach Deutschland.

Sind die drei Quartiere das Hauptportal nach Basel, so sind sie auch der Ort, wo das neue Basel keimt. Hier lernt der Zuzüger im Stossverkehr zwischen Tramschienen und Seitenspiegeln die normative Kraft des Basler Alltags kennen, hier frequentiert er aber auch das Restaurant für den gepflegten Junggebliebenen. Und hier beginnt er, die Wirtschaftskraft der alten Stadt am Rheinknie zu prägen, ob er aus dem Baselbiet kommt, aus Europa oder aus Asien. Ob er «Bebbi-Segg» einsammelt, einen Club auf die Beine stellt oder seinen Unterhalt mit dem Schreiben von Artikeln verdient.

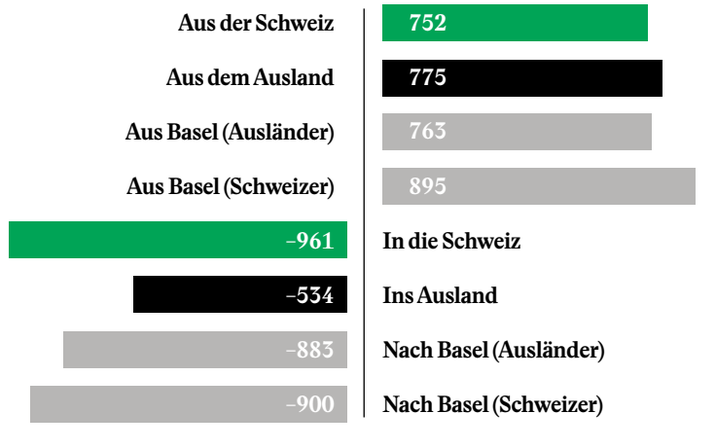
Die Kraft der Bevölkerung

Die Herausforderung liegt darin, das Leben in den Portalen wachsen zu lassen, jenseits von Regulierung und Konzepten. Und da bildet das Matthäus-Quartier vielleicht eher das Vorbild als das Gundeli: Das Miteinander der Ankömmlinge und die Aufwertung in Balance zu halten. Wobei das Gundeli stets aufs Neue zeigt, wie Aufwertungspläne des Kantons am Widerstand der Bevölkerung scheitern.

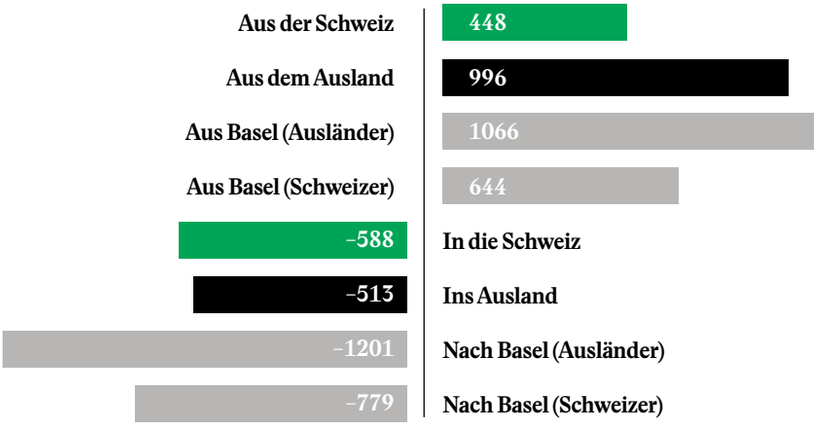
Und überhaupt – nichts gegen das wunderschöne und beschauliche Gellert. Vielleicht ziehe ich irgendwann wieder dorthin – zusammen mit dem Rest derer, für die das Leben in den Eingangsportalen zur Stadt zu hektisch und zu verbaut geworden ist.

tageswoche.ch/+ mdop8 ×

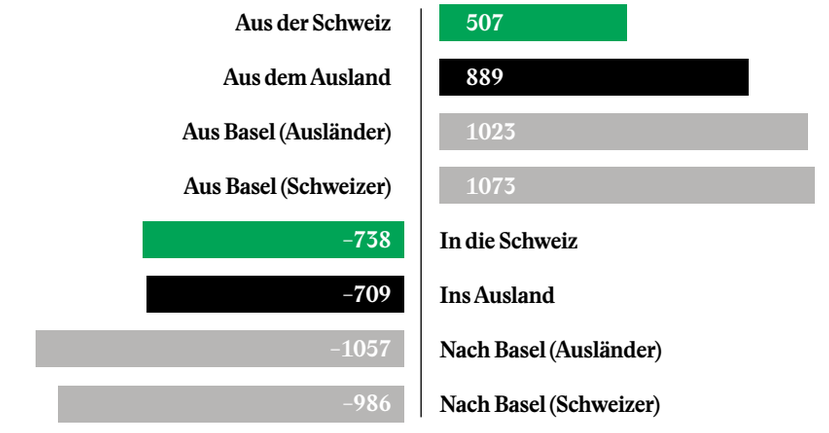
Zu- und Abwanderung Gundeldinger Quartier 2014



Zu- und Abwanderung im Matthäus-Quartier 2014



Zu- und Abwanderung im St. Johann 2014



Quelle: Statistisches Amt Basel-Stadt

GRAFIKEN: ANTHONY BERTSCHI

Im Umbruch: Die Kreuzung Feldbergstrasse/Klybeckstrasse.

Jedem das Seine: Auch Alteingesessene finden

Quartierporträt

Dönerbuden neben hippen Brunch-Lokalen, Büezer neben Expats: Das Matthäus-Quartier ist ein Schmelztiegel. Und hier sind es die Einwohner selbst, die ihr Quartier gestalten.

Das kleine Chaos eines Weltstadtquartiers

von Mara Wirthlin

Im Matthäus-Quartier fühlt man den Puls der Stadt Basel. Das Quartier befindet sich in stetigem Wandel. Dieser gründet aber nicht, wie im Gundeli, auf gross angelegten Umgestaltungsplänen, sondern findet im Kleinen statt: Unterschiedliche Interessensvertreter setzen sich hier, zum Teil seit Jahrzehnten, für ihr Umfeld und zusammen mit diesem ein.

So haben Quartierbewohner im Jahr 2006 den Matthäusmarkt gegründet, und bereits 1995 wurde ein Projekt zur Begrünung der Feldbergstrasse durchgeführt – alles aus der Hand von Quartier-Initiativen.

Zwar sind beim Aufwertungsprozess im Matthäus-Quartier zum Teil auch grosse Stiftungen involviert, wie etwa die CMS, die das Programm «Integrale Aufwertung Kleinbasel» mitbezahlte und das heutige Stadtteilsekretariat Kleinbasel finanziell unterstützt. Insgesamt sind die zahlreichen Veränderungen im Quartier aber das dynamische Ergebnis einer Vielzahl von Interessen und Engagements der Einwohnerinnen und Einwohner selbst.

Neue Lokale schiessen aus dem Boden

Seit mehreren Jahren gewinnt das Quartier immer mehr an Attraktivität, wie Heike Oldörp vom Stadtteilsekretariat Kleinbasel beobachtet: «Immer mehr Familien lassen sich hier nieder, der Standort nahe am Rhein und auch das aufblühende Gewerbe machen den Reiz des Matthäus-Quartiers aus.»

Neue Restaurants, Cafés und Designerboutiquen schiessen seit einigen Jahren in schneller Folge aus dem Boden. Die Cafés «Avant Gouz» und «La Fourchette» oder das Restaurant Gatto Nero sind nur ein paar Beispiele der blühenden Gastro-Szene im Quartier. Seit Juni dieses Jahres gibt es an der Klybeckstrasse auch eine Sushi-Bar und im Mai wurde die «Ladybar» mit dem Restaurant Feldberg geschlossen, um einer einjährigen Zwischennutzung durch die Gastronomen von «Acento Argentino» Platz zu machen.

Doch diese neuen, innovativen Lokale allein verleihen dem Quartier nicht sein

im Matthäus Raum für ihre Aktivitäten.

Auch Leser und Musikhörer finden Stoff: Plattfon und Stampa Store. FOTOS: BASILE BORNAND

Gastro-Profil: Man findet hier auch unzählige Dönerbuden (darunter den laut TagesWoche-Lesern besten Döner der Stadt), alte Beizen mit gutbürgerlicher Küche, wie beispielsweise das Restaurant Eintracht an der Klybeckstrasse, und das traditionsreiche Café Da Graziella direkt gegenüber dem Matthäusplatz.

Was die Einkaufsmöglichkeiten betrifft, ist die Spannbreite ähnlich gross, es finden sich im Matthäus-Quartier Angebote für jeden Gusto und jedes Portemonnaie. So stehen Designerboutiquen neben Ramschläden und der Brockenstube Hiob am Bläsiring.

Samstagsmarkt mitten in der Stadt

Das Quartier beherbergt den gut besuchten, regionalen Wochenmarkt auf dem Matthäusplatz, wo samstags Bauern an ihren Ständen frische Produkte verkaufen. Ähnlicher Beliebtheit erfreut sich der Alima-Supermarkt, ein Laden mit türkischen Betreibern: Kunden unterschiedlicher Nationalitäten und Einkommensklassen scheuen die oft langen Warteschlangen vor der Kasse nicht, um im «Alima» Gemüse, Fleisch und Spezialitäten aus aller Welt zu günstigen Preisen einzukaufen.

Und natürlich ist die Quartierbevölkerung, die hier so dicht aufeinander wohnt wie sonst nirgends in Basel, ebenso durchmischt wie das Angebot: Mehr als die Hälfte der Bewohner des Matthäus-Quartiers hat keinen Schweizer Pass, und das Quartier ist vor allem bei ausländischen Zuzügern besonders beliebt. Das können ausländische Arbeiter in der zweiten Generation sein oder gut verdienende indische IT-Spezialisten. Familien wohnen hier im Quartier ebenso gern wie junge Singles.

Doch hat die Aufwertung eines Stadtteils seine Schattenseite. Laut Oldörp vom Stadtteilsekretariat Kleinbasel habe die Aufwertung des Quartiers zu einer spürbaren Verteuerung der Mietzinse geführt: «Menschen, die seit Generationen hier wohnen, können sich gewisse Dinge einfach nicht mehr leisten, allem voran den Wohnraum.» Viele wohnen schon sehr lange im Quartier, weshalb sie nicht direkt von der Mietteuerung betroffen seien. Manchen gelinge auch ein Umzug innerhalb des Quartiers, wenn sie hier sehr gut vernetzt seien.

«Es ist noch immer bunt gemischt: Muslimische Teesalons reihen sich an hippe Kaffeehäuser. Darin liegt für mich der Charme des Matthäus-Quartiers.»

Heike Oldörp,
Stadtteilsekretariat Kleinbasel

Die Veränderungen bringen auch Vorteile mit sich: So habe zum Beispiel das Sicherheitsgefühl in der Feldberg- und Klybeckstrasse zugenommen, und die Lebensqualität steige im Quartier ganz allgemein, auch für jene Haushalte mit geringerem Einkommen. Zudem ist Heike Oldörp guter Dinge, dass es dem Quartier gelingt, seine Vielfalt trotz Aufwertung zu bewahren: «Seit mehreren Jahrzehnten herrscht hier Aufbruchstimmung, und trotzdem haben wir noch immer ein bunt gemischtes Quartier – hier reihen sich muslimische Teesalons neben hippe Kaffeehäuser. Darin liegt für mich der Charme des Matthäus-Quartiers.»

Familienfreundliches Herzstück

Die kulturelle Vielfalt veranschaulicht sich besonders gut auf dem Matthäusplatz, dem familienfreundlichen Herzstück des Matthäus-Quartiers: Auf dem attraktiven Spielplatz spielen bei jedem Wetter Kinder unterschiedlicher Herkunft. Auf den Sitzbänken, die den Spielbereich umgeben, treffen sich türkische Omas mit ihren Thermoskannen zum Kaffeetrinken und junge Eltern widmen sich ihrer Lektüre.

Das einstige Arbeiterquartier wird von hippen Läden und Lokalen noch nicht überrollt. Das ist es wohl, was das Matthäus-Quartier so bunt und fröhlich, so widersprüchlich und doch authentisch macht – hier halten sich Tradition und Innovation die Waage.

Vielleicht ist das Matthäus-Quartier genau das – ein Beispiel dafür, dass es funktionieren kann: langsame Stadtentwicklung ohne aggressive Umwälzung, Aufwertung ohne massive Verdrängung der Ärmeren. Trotz der in Basel einmaligen Bevölkerungsdichte im Matthäus-Quartier scheint für alle immer noch genug Platz zu sein, um dem Quartier seinen vielschichtigen und doch unverkennbaren Charakter zu verleihen. Hier ist Basel gleichzeitig weltoffen und chaotisch wie eine Grossstadt, aber auch charmant und identitätsbewusst wie ein Dorf.

tageswoche.ch/+ds115 ×

Quartierporträt

Konservativ im Kern, dynamisch an den Rändern: Das Gundeli ist mehr Kleinstadt als Stadtquartier.

Hinter den Gleisen

von Daniela Gschweng

Wer im Gundeli ankommt, tut dies oft mit dem Zug, landet also am Bahnhof SBB. An dessen rückwärtigem Eingang steht der Neuankömmling mitten im Quartier. Und zwar an der Güterstrasse. An- und Abreisende, Vorbeikommende und Durchfahrende sorgen für regen Betrieb. Alle unterwegs in der Kleinstadt Gundeldingen, die schon durch die Gleise vom restlichen Basel abgetrennt ist.

Da steht er also, unser Ankömmling, und er sieht Bankfilialen neben Second-Hand-Shops und Kebap-Buden, dazu Sonnenstudios und Optikergeschäfte, Quartierbeizen gutbürgerlichen Schlags und türkische Supermärkte. All das ist das Gundeli: Die Fusion seiner Einwohner, eine Mischung aus alter Arbeitergeneration, türkischstämmigen Geschäftsleuten und jungen, urbanen Menschen.

Hier kommen Menschen an, nehmen sich eine Wohnung und gliedern sich in die Stadt Basel ein.

Wie unser Neuankömmling. Und er stellt fest: Baulich ist das Gundeli etwas unterentwickelt. Im Rücken hat der frisch Angekommene den Meret-Oppenheim-Platz, der darauf wartet, überhaupt ein Platz zu werden, der auch als solcher genutzt wird.

Auf dem sogenannten «Boulevard Güterstrasse» wird kaum mehr gebaut, der ist an sich fertig. Wenn auch nicht so, wie sich das die meisten vorstellen: Die Velofahrer etwa, die gerne mehr Platz hätten zwischen Tramgleisen und sich öffnenden Autotüren, die Beizer und Kleinunternehmer, die gerne mehr Parkplätze hätten oder mehr Raum auf dem Trottoir. Die Autofahrer sowieso, denen es vor allem zur Hauptverkehrszeit viel zu langsam vorwärts geht, die Anwohner, denen zu viel Betrieb ist auf der Lebensader des Quartiers, die gleichzeitig der Zankapfel ist. Auch gegenüber der Stadtverwaltung: Als streitbar gelten die Gundelianer spätestens, seitdem das letzte Verkehrskonzept am Widerstand der Quartierbewohner gescheitert ist.

Sollte sich unser Quartierfrischling vor dem Bahnhof nach links gewandt haben, ist er inzwischen am Tellplatz angekommen. Endlich ein ruhiges Fleckchen in dieser betriebsamen Strasse.

Geschmückt ist der Platz mit grossen Blumenkübeln, für deren Wechselbepflanzung die Stadtgärtnerei sorgt. Und auch bei deren Gestaltung haben sich die Anwohner eingemischt. Oleander, so war es geplant, gehe gar nicht, fanden sie. Flexibel ist daher nun nicht nur das Grünflächenamt in der Bepflanzung, flexibel sind auch die Kübel selbst. Sie lassen sich verschieben, wenn sie bei Veranstaltungen im Weg sind. Typisch Gundeli: konservativ im Kern, dynamisch an den Rändern.

An der Dornacherstrasse ist das Gundeli urban: Müssten jüngere Einwohner ihren Quartiermittelpunkt wählen, das Gundeldinger Feld stünde ganz oben auf der Liste. Das umgenutzte Industrieareal ist ständig in Bewegung, beherbergt unter anderem eine Zirkusschule und eine Kletterhalle, hat Solarzellen auf dem Dach und an der Fassade und lässt sich baulich ständig etwas Neues einfallen.

Das Geheimnis der Quartierintegration

In der ansässigen Gastro-Location, dem «Werk 8», hört man auch öfter mal Englisch. Beliebt ist der Nachfolger des «eo ipso» bei jungen Erwachsenen aus ganz Basel, genauso wie der «Hinterhof», der, obwohl am Rande Basels und des Quartiers gelegen, eine beliebte Clubbing-Location ist.

Von den etwa 40 Prozent Ausländern im Quartier hat der Ankömmling bis dahin noch nicht viel mitbekommen. Das hat zwei Gründe: Zum einen haben deutsche Einwanderer die türkischen oder meist kurdischstämmigen Einwohner zahlenmässig bereits 2007 überholt. Doch das fällt kaum jemandem auf, ausser höchstens akustisch. Das früher noch als «Gündülü» betitelte Quartier wird diesem Übernamen schon lange nicht mehr gerecht.

Ein Abbild dessen ist der Margarethenpark. Wer Kinder hat, würde «seinen» Quartiermittelpunkt wohl eher hierhin legen, in die einzige grössere Grünfläche im Quartier, wo sich ein guter Teil der Quartierbevölkerung an sonnigen Tagen aufhält.

Das hat unser Ankömmling, der beim Bahnhof SBB ins Quartier schritt, also nun bemerkt: Man mischt sich hier öfters mal unter ganz unterschiedliche Menschen, aber man bleibt auch gerne unter sich.

Und das ist vielleicht das grosse Geheimnis des integrativen Gundeldinger Quartiers, wo es trotz grosser Vielfalt, Zu- und Abwanderung viel Bewegung, aber wenig Probleme gibt: Man kennt sich und geht getrennte oder gemeinsame Wege, je nachdem, wie es gerade besser passt.

www.tageswoche.ch/+mtgiq ×

Das Gundeli gibts auch gemütlich, zum Beispiel im «Schwyzerstübli». FOTO: BASILE BORNAND

Verkehrsachse und Quartiermittelpunkt: die Elsässerstrasse. FOTO: BASILE BORNAND

Quartierporträt

Ein echtes Zentrum gibt es im St. Johann nicht. Dafür die Elsässerstrasse.

Der rote Faden im Flickwerk

von Michel Schultheiss

Überfüllte Vitrinen von Quartierläden, eine erstaunlich hohe Apothekendichte, aber auch scheintote Geschäfte zeichnen die Strasse aus: Im St. Johann ist die Elsässerstrasse eindeutig die geschäftigste Einkaufsmeile.

Die Elsässerstrasse profitiert wohl davon, dass im St. Johann kein eigentliches Zentrum auszumachen ist. So sind etwa Plätze, die diesen Namen verdienen, spärlich gesät: Der St. Johanns-Platz ist so gut wie tot und einzig von Krähen und Tauben (und allenfalls Menschen, welche diese füttern) bevölkert, und der versprochene «Boulevard» Voltastrasse existiert eher auf dem Papier als in der Realität.

Das St. Johann ist ein bisschen Flickwerk; kein Wunder, denn das Quartier reicht vom Rheinufer bis gut hinter den Kannenfeldpark, es verfügt über Ecken mit Altstadt-Charme und moderne Überbauungen, immer wieder durchkreuzt von Hauptverkehrsachsen der Stadt. Es ist gleichwohl ein Anziehungspunkt für Studenten-WGs wie für Familien.

Potenzial als Zentrum dieses charmanten Flickwerks hat wohl einzig der neue Vogesenplatz. Auch wenn die Belebung bei den Neubauten mit teilweise leeren Ladenflächen erst zögerlich vorankommt und der Flohmarkt vor der aufgewerteten Novartis-Zone ein wenig verwaist dasteht, tut sich vor dem St.-Johanns-Bahnhof und dem Stellwerk allmählich etwas.

Die Läden kommen und gehen

Noch immer aber gibt es an der Elsässerstrasse am meisten zu sehen. Auffällig sind nicht nur die vielen Apotheken; auch Pizza- und Dönerbuden, Coiffeursalons, Cafés und ein Tattoo-Studio säumen die Strasse. Viele gemeinnützige Organisationen wie der Verein für Gassenarbeit Schwarzer Peter, die Bibliothek Jukibu, der Jugendtreffpunkt im Badhüsli haben sich hier niedergelassen.

Neu wird auch das Stadtteilsekretariat Basel West an die Elsässerstrasse ziehen. Wo einst ein Handy-Laden mit seltsamen lebensgrossen Terminator- und Batman-Figuren stand und zwischenzeitlich Kerzen verkauft wurden, soll sich künftig die Anlaufstelle befinden.

In den Augen der beiden Betriebsleiterinnen des Sekretariats, Nicole Fretz und Angelina Koch, gibt es an der befahrenen Elsässerstrasse durchaus noch Handlungsbedarf, um die Gegend für Fussgänger wirtlicher zu machen. Immerhin habe aber die vor ein paar Jahren nach einer Petition errichtete Ampel an der Kreuzung zur Mülhauserstrasse zu mehr Sicherheit für die vielen Schulkinder, die dort vorbeiziehen, gesorgt. Wie die beiden feststellen, ist die Fluktuation ziemlich hoch: Manche Geschäfte gehen auf und bald wieder zu. Immerhin schon seit sieben Jahren ist der Quartierladen «Elisha Market» an der Ecke zur Jungstrasse präsent: Bierdosen, Fonduegabeln, Mörser und Pfannen stapeln sich dort im Schaufenster.

Bezahlt wird erst am anderen Tag

Weit über das Quartier hinaus bekannt ist die italienische Metzgerei Pippo, die schon seit 25 Jahren an der Elsässerstrasse weilt. Zufrieden ist Pippo Sequenzia allerdings nicht. In den letzten Jahren sei es in der Strasse zunehmend schmutziger geworden. In der Tat säumen ganze Polstergruppen, Fernseher und weitere unangemeldete Sperrgutsachen die Trottoirs bei der Metzgerei. Auch beobachtet der Metzger teilweise Geschäfte, die kaum je besucht werden.

Trotzdem gibts auch Orte, die stets belebt sind und so etwas wie eine kleine Treffpunktfunktion erfüllen: Vor der Bar «New Point» plaudert täglich eine bierselige Runde. «Ich bin fast alle Tage hier», meint ein Gast namens Christoph rauchend vor dem Lokal. «Hier sind die Leute nett – hat man mal kein Geld, so kann man auch am anderen Tag noch bezahlen», meint er.

Auch weiter vorne hat sich ein Treffpunkt auf dem Trottoir etabliert: Der nigerianische Geschäftsführer Iheanyichukwu Kanu hat das Restaurant Volta vor zweieinhalb Jahren übernommen. Neben einer konventionellen Bar bietet er «Afro-Suisse-Kitchen».

Mit dem benachbarten Novartis-Campus kommt er kaum in Berührung: Nur selten kommt jemand mit Krawatte und Aktenkoffer in die Bar. «Es sind vor allem Leute aus der afrikanischen Community wie auch Schweizer Quartierbewohner», erklärt Kanu.

Die sterile Umgestaltung des Quartiers steht somit im Kontrast zu der etwas rauen und chaotischen Elsässerstrasse: Im Hintergrund sind die neu gestaltete Voltamatte, der Novartis-Campus und die Volta-Neubauten, während vorne noch die etwas unberechenbare Verkehrsachse mit all ihren eigentümlichen Geschäften und Bars nach eigenen Regeln funktioniert.

tageswoche.ch/+27nxh ×

Stadtentwicklung

Unbeliebtes Rosental und hippes St. Johann: Wissen Sie, wo 2014 in Basel am meisten Umzugskartons geschleppt wurden und wo keiner hin will? Hier erfahren Sie es.

Wo die Zügelteams am meisten zu tun haben

Online

Eine interaktive Grafik zur Basler Zügelstatistik finden Sie online tageswoche.ch/+rmds7

von Daniela Geschweng

Den Baslern scheint es in ihrer Stadt zu gefallen. Das sagt zumindest die Migrationsstatistik. Wer in Basel zügelt, tut dies meist innerhalb des eigenen Kantons. 17 404 Basler sind letztes Jahr innerhalb von Basel-Stadt gezügelt. Das sind etwa gleich viele wie 2013 – da waren es 17 277.

Sei es, weil für eine grössere Wohnung endlich Geld da war, weil die Familie sich vergrösserte oder weil man allein nicht mehr so viel Raum benötigte. Der eine oder andere hat vielleicht schon lange darauf gewartet, dass in einem bestimmten Strassenzug endlich eine Wohnung frei wurde. Gründe, den Wohnraum den persönlichen Bedürfnissen anzupassen, gibt es viele.

Am meisten Aktivität herrschte im vergangenen Jahr im St. Johann, das unter Baslern anhaltend beliebt ist. Dort hielten sich Ein- und Auszüge etwa die Waage oder anders gesagt: Wenn irgendwo etwas frei wurde, zog gleich wieder jemand aus der Stadt ein. Das gilt auch für das Iselin.

Ganz anders im Matthäus-Quartier. Dort war das Interesse an Wohnungen zwar ebenfalls gross, jedoch zügelten mehr Basler dort weg als hinzukamen. Beliebt ist das multikulturelle Quartier jedoch bei Auswärtigen. Wenig verwunderlich, denn das Matthäus-Quartier ist eines der grossen Basler Quartiere, liegt zentral am Rhein und bietet gute Infrastruktur für Familien.

Am meisten Basler zog 2014 unter dem Strich das Quartier Hirzbrunnen an. Dort wanderten in der Bilanz am meisten Basler zu. Am wenigsten gezügelt wurde in Kleinhüningen und Bettingen.

Das Rosental bleibt unbeliebt

Den Riehenern gefällt es daheim so gut, dass sie gerne innerhalb der Gemeinde umziehen. Ganze 825 von ihnen zügelten innerhalb Riehens. Genauso wie 584 Personen im St. Johann, 573 im Matthäus- und 544 im Gundeldinger-Quartier. Wer eine schönere oder grössere Wohnung sucht, wird trotz tiefer Leerstandsquote auch innerhalb des Quartiers fündig.

Nun sind das mit die grössten Quartiere Basels. Wo bereits viele Leute wohnen, da wird öfter auch eine Wohnung frei. Was die Statistik dann gerne beweisen darf.

Betrachtet man die Basler Binnenmigration relativ zur Quartierbevölkerung, stellt man fest, dass die Kleinbasler Altstadt 2014 den meisten Zulauf hatte, gefolgt vom Wettstein-Quartier. Auch die Vorstädte und das St. Johann standen hoch im Kurs.

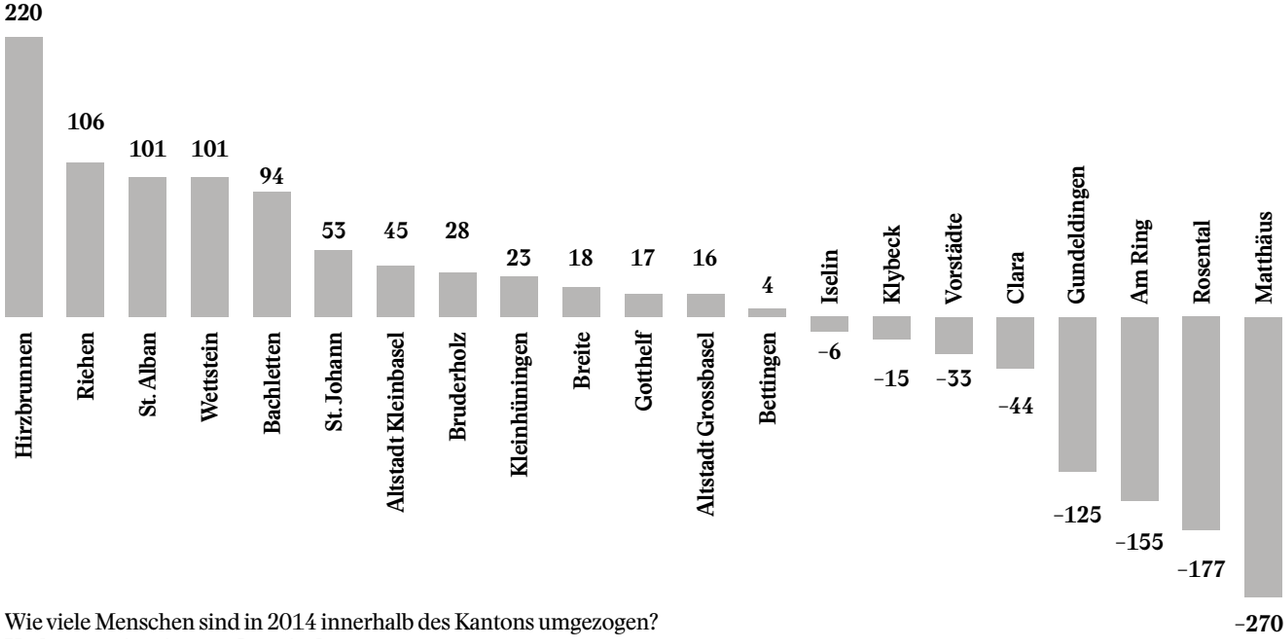
Anteilig am meisten Anwohner ausgezogen sind wie im vergangenen Jahr im Rosental, das damit weiter zu den unbeliebtesten Basler Quartieren gehört. Am wenigsten Fluktuation gab es, relativ betrachtet, auf dem Bruderholz. Wer dort wohnt, zieht wohl nicht mehr gerne um.

Wer zu Hause auszieht, geht nach wie vor am liebsten ins Gundeli, wo schon viele Junge wohnen. Der Anteil der unter 30-Jährigen an der Quartierbevölkerung ist dort überdurchschnittlich hoch. In der Basler Gesamtmigrationsbilanz ist das Gundeli denn auch das beliebteste Quartier bei Zuzügern zwischen 15 und 29 Jahren, von denen nicht wenige aus dem Umland stammen und vermutlich wissen, wo sie gerne wohnen möchten.

Zudem ist dort schnell eine Wohnung zu bekommen und man wohnt in komfortabler Entfernung zur Innenstadt. Zuzüger im mittleren Alter bevorzugten das St. Johann, ältere Menschen zog es 2014 vornehmlich ins St. Alban-Quartier.

tageswoche.ch/+ rmds7 ×

Umzüge innerhalb des Kantons Basel-Stadt im Jahr 2014



Wie viele Menschen sind in 2014 innerhalb des Kantons umgezogen? Und wer gar im eigenen Quartier?

GRAFIK: ANTHONY BERTSCHI

Hier geht was: Am Vogesenplatz schiessen Fontänen hoch, und auch rundherum sprüht das Quartier vor Leben. FOTO: BASILE BORNAND

Klimaforschung

In der Stadt ist die Hitze besonders spürbar. Die Uni Basel erforscht nun in einem internationalen Projekt die Stadt als «Wärmeinsel» und sucht nach Gegenmitteln.

Abkühlung für den Backofen Basel

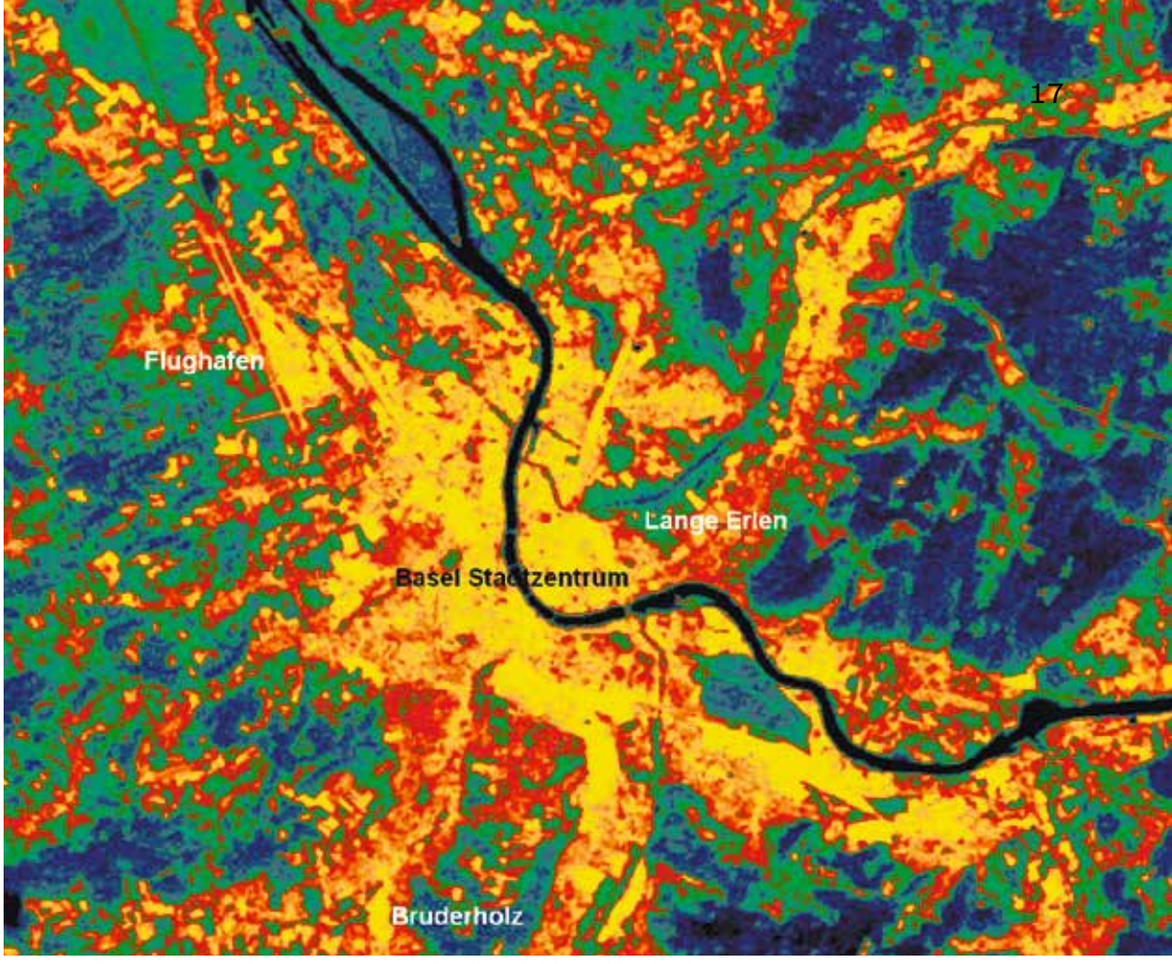
Von oben brennt die Sonne, von den Seiten wärmen die Wände – in der Stadt gibt es kein Entrinnen vor der Hitze. FOTO: NILS FISCH

von Franziska Siegrist

Städte haben ein anderes Klima als ihr Umland. In diesen Tagen ist das ganz besonders nachts spürbar. Beton und Asphalt, die sich tagsüber aufgeheizt haben, geben dann diese Wärme wieder ab. Darum kühlt sich die Luft weniger stark ab als auf dem Land. Das belastet den Körper und ist ein Grund für Kreislaufprobleme und die erhöhte Sterberate während Hitzeperioden.

Weltweit zeichnet sich das Stadtklima dadurch aus, dass die Temperatur im Jahresmittel um einige Grad höher ist als in der jeweiligen Umgebung. Diesen Effekt nennt man die «städtische Wärmeinsel». Die Gründe dafür sind vielfältig und erst in Teilen bekannt. Neben der Wärmespeicherung von Beton und Asphalt fehlt vielfach die Vegetation für die Verdunstung. Die Lufttemperatur erhöht sich rascher, und viel Wärmeenergie wird in den Gebäuden gespeichert – eine Art Backofeneffekt.

Wer in diesen Tagen flanieren oder joggen möchte, tut dies besser im Kannenfeldpark oder am Rheinbord als auf dem Marktplatz oder in der Freien Strasse. Zwischen hohen Gebäuden bietet die Stadt zwar mehr Schatten als das freie Feld. Dieser allein schützt aber kaum vor der Hitze. Der Schatten eines Baumes wird als angenehmer empfunden als eine Strassenschlucht. Ein Gewässer wie der Rhein wirkt ausgleichend, da er kühler ist als die Umgebung.



Wo es in der Region Basel am heissesten ist: Satellitenbild zur Oberflächentemperatur
QUELLE: E. PARLOW, R.VOGT AND C. FEIGENWINTER (DIE ERDE 145/2014 (1-2): S. 96-110)

Abgeriegelte Frischluftschneisen

Wichtig ist auch die Durchlüftung einer Stadt. Dabei spielen die historisch gewachsene Bebauung und die moderne Stadtplanung eine wesentliche Rolle. Nächtliche Frischluftzufuhr aus der Umgebung trägt zur Verbesserung des Stadtklimas bei. Dieser Effekt wird zunichte gemacht, wenn die Frischluftschneisen etwa durch grosse Gebäude abgeriegelt werden oder wenn Abgase von Autobahnen und Industriekomplexen vom Wind in die Stadt hinein transportiert werden.

Für die Stadtplanung ist also die Kenntnis des lokalen Klimas unabdingbar. Die Berücksichtigung der Wind- und Strömungsverhältnisse beim Bauen kann das Stadtklima verbessern. Dabei geht es nicht nur um sommerliche Hitzewellen, sondern generell um eine gute Durchlüftung und um den Abtransport von Schadstoffen.

Ein wesentlicher Faktor des Stadtklimas ist der Mensch selbst mit seinen Aktivitäten. Verkehr, Industrie und Heizung verursachen Wärme, die zusätzlich zur städtischen Wärmeinsel beitragen. Ironischerweise spielen da ausgerechnet Klimaanlagen eine bedeutende Rolle. Diese kühlen zwar die Innenräume, produzieren aber Abwärme. Wenn das Klima generell wärmer wird und deswegen mehr Klimaanlagen eingesetzt werden, kann das also die Erwärmung zusätzlich fördern.

Im Rahmen des europäischen «Horizon 2020»-Forschungsprojektes Urbanfluxes wird derzeit untersucht, wie das komplexe Zusammenspiel der klimatischen Bedingungen mit bebauten Flächen, Gebäudehöhen, Verkehrsachsen, menschlichen Aktivitäten, Vegetation und Wasserflächen in der Stadt funktioniert. Basel dient dabei als Fallbeispiel für eine mittelgrosse zentraleuropäische Stadt.

Die Forschungsgruppe Meteorologie, Klimatologie und Fernerkundung der Universität Basel unter der Leitung von Eberhard Parlow ist international führend in der Messung des Stadtklimas. In Messprofilen vom Strassenniveau bis zu einer Höhe von fast 40 Metern über Grund, werden unter anderem Wind, Lufttemperatur und Sonneneinstrahlung gemessen. So lassen sich Unterschiede auf den verschiedenen Höhenstufen in einer Stadt erkennen.

Klimaanlagen kühlen zwar die Innenräume, doch sie produzieren Abwärme und heizen die Stadt so noch weiter auf.

Solche Messungen liefern Daten über einen langen Zeitraum, für alle Jahreszeiten und bei Tag und Nacht. Doch sie repräsentieren jeweils nur einen bestimmten Standort. Im aktuellen Forschungsprojekt werden diese Bodenmessungen kombiniert mit Satellitendaten, um Aussagen zur gesamten Agglomeration machen zu können. Das Klima hält sich nämlich nicht an politische Stadt- oder gar Landesgrenzen. Zu bestimmten Zeitpunkten (nämlich dann, wenn der Satellit genau über Basel fliegt) werden flächendeckend Oberflächentemperaturen, Reflexion der Sonneneinstrahlung und Verfügbarkeit von Wasser für die Verdunstung gemessen. Dabei kommen drei Erdbeobachtungssatelliten des Copernicus-Programms der Europäischen Weltraumorganisation ESA zum Einsatz.

Praxis und Wissenschaft im Dialog

Im Juni wurde das Projekt Urbanfluxes Vertretern aus den Bereichen Planung, Energie und Umwelt vorgestellt. Judith Klostermann aus den Niederlanden ist als Sozialwissenschaftlerin dafür zuständig, in allen beteiligten Städten – neben Basel auch London und Heraklion – solche «Communities of Practice» zu organisieren. Sie betont, dass von Beginn weg ein Dialog zwischen Praxis und Wissenschaft stattfinden soll, so dass verschiedene Beteiligte voneinander lernen können.

Ziel des Projektes sei, einerseits das Stadtklima besser zu verstehen und andererseits der Stadtplanung geeignete Karten zum Stadtklima zur Verfügung zu stellen, sagt Christian Feigenwinter, Projektleiter der Basler Forschungsgruppe. Diese sollen nicht nur darüber Auskunft geben, wo innerhalb der Stadt die Hitzeproblematik am grössten ist, sondern auch, was die Ursachen dafür sind, welchen Einfluss die menschlichen Aktivitäten haben und welche Massnahmen das Lokalklima verbessern können.

tageswoche.ch/+2r9ls ×

Stadtentwicklung

Trotz Türmen: Aus Roche-Büros werden keine Wohnungen

von Matthias Oppliger

Die Roche plant im grossen Stil, das wurde spätestens letzten Oktober klar. Damals kündete der Pharmakonzern an, drei Milliarden Franken in den Standort Basel zu investieren. Innerhalb von zehn Jahren sollte eine Reihe von neuen Gebäuden auf dem Firmenareal an der Grenzacherstrasse entstehen. Ein Ziel dieser Investition war, «möglichst viele Mitarbeitende auf dem Roche-Areal zusammenzubringen, die momentan noch in der Stadt Basel verteilt arbeiten», wie die Roche damals schrieb.

Vereinte Mitarbeiter auf dem neuen Campus – das hörte sich nach frei werdenden Liegenschaften an. Wenn auch erst in zehn Jahren, wenn die Roche ihre Büros in der Stadt nicht mehr benötigen würde. Vielleicht liessen sich die sogar in Wohnungen umnutzen. Doch zu früh gehofft: Die Roche wird wohl kein einziges ihrer Aussenbüros auflösen.

«Auch nach dem Bezug des zweiten Bürohochhauses (Bau 2) werden voraussichtlich noch rund 2000 Personen an verschiedenen Standorten in der Stadt arbeiten», sagt Roche-Mediensprecher Karsten Kleine auf Anfrage. Heute seien es ungefähr 3000, die ihren Arbeitsplatz ausserhalb des Campus im Wettsteinquartier hätten. «Wir werden dann auch weiterhin Aussenstellen in der Stadt haben.» Wenn Büros frei werden, wird ein Teil dem Markt übergeben und ein Teil als «Wachstumsreserve» weiter betrieben, sagt Kleine. So rechnet die Roche etwa damit, dass ihr Personalbestand 2015 um einen «niedrigen einstelligen Prozentsatz» wachsen werde. Grundsätzlich gelte aber weiterhin die Strategie, «so viel Mitarbeitende wie möglich auf das Areal zu holen.»

Shuttle für Pharma-Pendler bleibt

Das sind schlechte Neuigkeiten, nicht nur für den ausgetrockneten Basler Wohnungsmarkt. Denn auf die ganze Stadt verteilte Roche-Angestellte sorgen auch für einen beachtlichen Verkehr. Und dies besonders in den ohnehin schon verkehrsgeplagten Strassen rund um das Hauptareal an der Grenzacherstrasse.

Um den internen Austausch gewährleisten zu können, unterhält der Pharmakonzern einen eigenen Shuttle-Service. Drei Linien verbinden tagsüber die verschiedenen Aussenstellen sowie die beiden Standorte Basel und Kaiseraugst im 20-, beziehungsweise 30-Minuten-Takt. Kleine räumt denn auch ein: Mit einer Reduzierung der Shuttle-Services sei nach dem Bau der neuen Bürogebäude nicht zu rechnen.

www.tageswoche.ch/+gwd0e ×

Zoo Basel

Ein kleiner Gorilla für den Basler Zolli

von Andreas Schwald

Nachwuchs im Zolli: Gorilla-Frau Faddama (32) brachte ihr drittes Kind zur Welt. Vater ist der halb so alte M'Tongé. Für ihn ist es schon das zweite Kind in Basel: Er hat bereits mit der 26-jährigen Joas den gemeinsamen Sohn Mobali. Das Geschlecht des Neugeborenen ist noch nicht bekannt, da die Mama das Kleine stets eng bei sich trägt.

www.tageswoche.ch/+ijkps ×

Gesehen von Tom Künzli

Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Baustellen

Drämmli auf ungewohnten Wegen

von Yen Duong

Schon seit Anfang März dieses Jahres wird rund um den Basler Marktplatz eifrig gehämmert und gebohrt. Insgesamt 5,2 Millionen Franken kosten die Bauarbeiten. Der Kanton ersetzt den Strassen- und Trottoirbelag und die IWB erneuern die Leitungen.

Ab dem 3. August sind die BVB als Bauherrin an der Reihe. Dann werden die Gleise zwischen Barfüsserplatz und Marktplatz saniert, was zu einer Sperrung der beiden wichtigen Haltestellen führt. Vom 3. August bis 14. August müssen praktisch alle Tramlinien umgeleitet werden. Einzig die Linien 2, 3 und 10 verkehren wie gewohnt. Die BVB mussten für diesen Zeitraum also fast das ganze Netz auf den Kopf stellen. Für die Fahrgäste gibt es einiges zu beachten, wenn sie trotz Umleitungen an ihr Ziel gelangen wollen. Wie die einzelnen Tramlinien vom 10. bis 14. August verkehren werden:

Die **Linie 1** fährt ab Dreirosenbrücke–Riehenring–Messeplatz zum Badischen Bahnhof.

Die **Linie 6** verkehrt von Riehen Grenze zum Messeplatz und endet bei der Schifflände.

Zudem wird es eine Linie 6 von Pratteln via Bankverein zum Theater und weiter nach Allschwil geben.

Die **Linie 8** fährt ab Bankverein via Kunstmuseum–Wettsteinplatz–Messeplatz–Claraplatz nach Weil am Rhein.

Auch die **Linie 11** fährt ab Bankverein via Kunstmuseum zum Wettsteinplatz–Messeplatz–Claraplatz–Schifflände und nach St.-Louis Grenze.

Die **Linie 14** verkehrt von Allschwil via Theater zum Bankverein und weiter nach Muttenz und Pratteln.

Die **Linie 15** fährt ab Bankverein zum Theater und von dort aus weiter als Linie 16 aufs Bruderholz.

Die **Linie 16** fährt ab Theater, wird ab Bankverein zur Linie 15 und fährt dann aufs Bruderholz.

Die **Linie 17** verkehrt von Ettingen zur Heuwaage–Aeschenplatz–Denkmal und endet beim M-Parc.

Die **Linie 21** fällt komplett aus.

Vom 10. bis 21. August kann es zudem zu Behinderungen der Haltestelle Marktplatz kommen, weil der Belag in Fahrtrichtung Barfüsserplatz ersetzt wird.

Ende Oktober 2015 sollen gemäss Zeitplan des Kantons dann sämtliche Arbeiten im Bereich Marktplatz bis Grünpfahlgasse abgeschlossen sein.

tageswoche.ch/+cr1th ×

Kolumnist und/oder Kommunikationsberater: Manfred Messmer. FOTO: DOMINIK PLÜSS

Spitalfusion

Klatschen auf Honorarbasis

von Renato Beck

Den jüngsten Werbespot für die Zusammenlegung der Basler und Baselbieter Spitäler veröffentlichte Manfred Messmer letzten Mittwoch in seiner BaZ-Kolumne. Darin beklagt er sich über den Basler Erziehungsdirektor Christoph Eymann, der sich gegen die Fusion ausspricht, solange die Baselbieter Regierung ihre Beiträge an die Universität um 25 Millionen Franken reduzieren will.

«Die Verknüpfung der Spitalpläne der beiden Gesundheitsvorsteher mit dem Universitätsvertrag ist geradezu absurd», so Messmer. Absurd, weil Eymann «das Zusammengehen der beiden Kantonsspitäler von der Zukunft der Slawistik, der Theologie, der Soziologie, der Nordistik oder der Medienwissenschaften, um willkürlich Beispiele zu nennen, abhängig macht.»

Verschwiegenes Mandat

Es ist nicht das erste Mal, dass sich Messmer zu den Fusionsplänen äussert. Als die «Basellandschaftliche Zeitung» die Schliessung der Geburtsabteilung des Bruderholzspitals unter dem Titel «Erstes Opfer der Spitalfusion» thematisierte, moserte Messmer auf seinem Blog: «Tönt halt besser als ‹Erster Schritt zur Kostenreduktion›».

Als die «Basler Zeitung» zwei Tage vor der Bekanntgabe durch die beiden Regierungen detailliert über die Pläne informierte, wies Messmer auf den angeblichen «Scoop» hin – mit der Bemerkung, falls das stimme, was die Zeitung schreibt. Diese Äusserung irritiert, wie auch die Parteinahme in der BaZ-Kolumne. Denn Recherchen zeigen: Messmer stand in einem Mandatsverhältnis mit der Baselbieter Volkswirtschafts- und Gesundheitsdirektion.

Detaillierte Fragen zu seinem Auftrag, zu den von ihm zugesicherten Dienstleistungen, zum Honorar oder zu Interessenkonflikten lässt Messmer unbeantwortet. Er teilt mit, er weile in München und sei erst nächste Woche wieder erreichbar.

Rolf Wirz, der Sprecher von Gesundheitsdirektor Thomas Weber (SVP), bestätigt Messmers Engagement. Einen Fragenkatalog weist er zurück: «Wir können Ihnen bestätigen, dass im Vorfeld der Medienkonferenz zum Spitalzusammenschluss mit Herrn Messmer ein befristetes Mandat im Kommunikationsbereich bestanden hat. Zu weiteren Details in diesem Zusammenhang äussern wir uns nicht.»

Verstoss gegen die Standesregeln?

Was genau seine Tätigkeit war – oder noch ist –, bleibt unklar. Doch weder in der BaZ-Kolumne noch in seinen Blog-Einträgen hat Messmer sein Auftragsverhältnis deklariert. Der ehemalige Journalist und langjährige Kommunikationsspezialist erweckte dadurch den Anschein, als unparteiischer Beobachter die Entwicklungen einzustufen.

Damit dürfte Messmer auch die Standesregeln seiner Branche geritzt haben. In Artikel 4 des Code de Lisbonne heisst es: «Public Relations-Aktivitäten müssen offen durchgeführt werden. Sie müssen leicht als solche erkennbar sein, eine klare Quellenbezeichnung tragen und dürfen Dritte nicht irreführen.»

tageswoche.ch/+9mtfo ×

Bildstoff 360°

tageswoche.ch/360

Berkeley

Ausziehen gegen Abholzung: Diese Bäume auf dem Campus der University of California sollen wegen Feuergefahr gefällt werden. Das gefällt den Baumfreunden gar nicht. Und weil Haut auf Rinde Fotografen anzieht, schritten sie nackt zum Baumumarmen.

NOAH BERGER/REUTERS

Gujarat

Billiger Stahl aus China und neue Regeln zum Schutz der Umwelt in der EU erschweren das Geschäft der Schiffsrecycling-Industrie in Indien. Was das für diesen ausrangierten Kahn heisst, wissen wir nicht. Damit ihn nicht das Meer wieder holt, vertäuen ihn die Werftarbeiter fürs Erste.

AMIT DAVE/REUTERS

Bujumbura

45 Kilometer sind es von der burundischen Hauptstadt Bujumbura nach Bugarama. Und es geht steil bergauf. Da lassen sich diese Bananenhändler auf dem Heimweg doch lieber ziehen.

MIKE HUTCHINGS/REUTERS

Kopenhagen

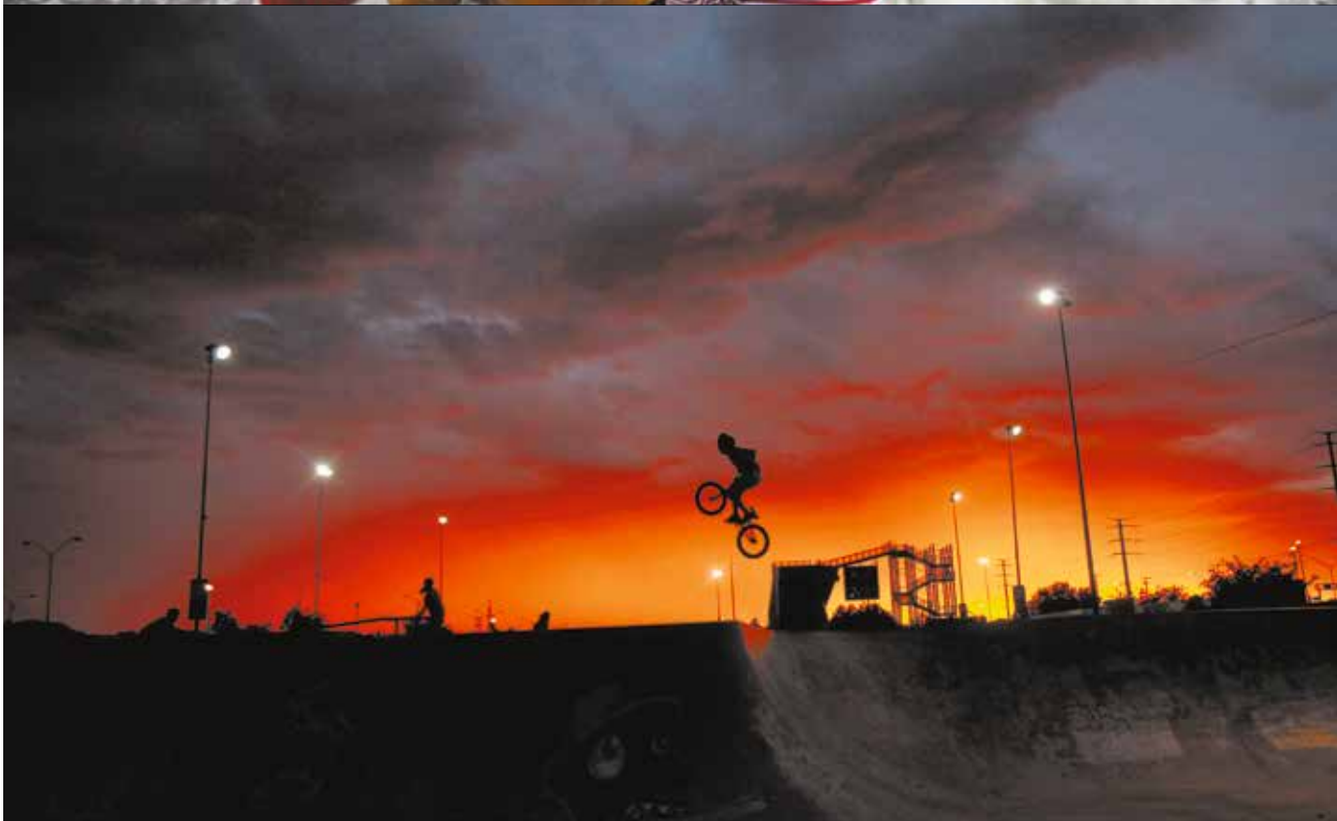
Auch in Dänemark ist es heiss. Und nein, diese Kläuse haben sich nicht im Kalender vertan, sondern sie treffen sich zu ihrem jährlichen Kongress. Das Datum ist gut gewählt, denn schon bald wird jeder von ihnen mit Adventsvorbereitungen beschäftigt sein.

ERIK REFNER/REUTERS

Ciudad Juárez

Für einmal ist der Himmel blutrot über der Stadt an der Grenze zwischen Mexiko und den USA. Und wenn der fliegende Radler Pech hat vielleicht auch bald der Boden. Das wäre dann ein Unfall – ansonsten fliesst in Ciudad Juárez das Blut, weil die Stadt an der Spitze sämtlicher Verbrechensstatistiken steht.

JOSE LUIS GONZALEZ/ REUTERS



Die Präsenz im höchsten Gremium der Vereinten Nationen würde die Schweiz auf dem internationalen Parkett sichtbarer machen. Und könnte helfen, Reformen voranzubringen.

Ein Schweizer Sitz im Sicherheitsrat?

Online

tageswoche.ch/themen/Georg Kreis

von Georg Kreis

Die UNO hatte kürzlich einen runden Geburtstag. Dieser, der 70., blieb weitgehend unbeachtet. In der Schweiz ohnehin, weil man hier mit den Jubiläen von Morgarten und Marignano beschäftigt war.

Der Geburtstag erhielt so wenig Aufmerksamkeit wie derzeit der Weltsicherheitsorganisation an sich zuteil wird. Sie ist die grosse Abwesende im Iran-Abkommen, sie fehlt in Syrien und in der Ukraine und an vielen anderen Orten der Welt. Dafür gibt es zwei Hauptgründe: Blockaden im Sicherheitsrat und fehlendes Geld.

Neutralität ist kein Hindernis

Während das allgemeine Interesse in der Schweiz an der UNO-Politik nicht sehr gross ist, kam kürzlich doch eine Debatte zur keineswegs neuen Frage auf, ob sich die Schweiz bemühen soll, in der Periode 2023/2024 dem Sicherheitsrat anzugehören. Dieses wichtigste UN-Gremium setzt sich aus den fünf permanenten Vetomächten (USA, Russland, China, England, Frankreich) und zehn nicht-permanenten, nach einem regionalen Verteilschlüssel für zwei Jahre gewählten Mitgliedern zusammen.

Der Sicherheitsrat ist das Herzstück der UNO. In Streitfällen, die den Weltfrieden gefährden können, fordert er in einem ersten Schritt die Parteien auf, den Konflikt mit friedlichen Mitteln zu lösen. In einer nächsten Stufe kann er wirtschaftliche Sanktionen verhängen und in einer weiteren Stufe auch militärische Zwangsmassnahmen beschliessen. Solche werden nach einem seit über zwei Jahrzehnten geltenden Verständnis auch von der Schweiz mitgetragen. 2001 bestätigte der Bundesrat auf Anfrage des ehemaligen Basler Nationalrats Remo Gysin, dass die Schweiz militärische Überflüge gestatte, die einen UNO-Beschluss zur Basis haben.

Ob die Schweiz je Mitglied des Sicherheitsrats werden soll, ist schon im Vorfeld des UNO-Beitritts von 2002 diskutiert und von den Beitrittsgegnern problematisiert worden. Dennoch beschloss der Bundesrat Anfang 2011 nach Konsultationen der massgebenden parlamentarischen Gremien, die Schweiz auf der Kandidatenliste der westlichen Regionalgruppe einzuschreiben.

Nun liegt die Bewerbung um einen solchen Sitz zwar in der Kompetenz des Bundesrats, wagen will er einen solchen Schritt aber nur mit Rückenwind aus dem Parlament. Die Aussenpolitischen Kommissionen haben ihrerseits Anhörungen mit Diplomaten aus neutralen Staaten (Österreich und Irland) durchgeführt. Diese gehörten, wie übrigens auch Belgien und Schweden, bereits mehrfach und problemlos dem Sicherheitsrat an.

Solche Befragungen, die man übrigens auch in anderen Fragen innerhalb der Schweiz im interkantonalen Vergleich machen kann, entsprechen der richtigen, leider aber noch immer viel zu wenig praktizierten Methode, Erfahrungen anderer zu verarbeiten, statt alte und überholte Dogmen zu rekapitulieren.

Die Schweiz muss einen Kurs zwischen den Ambitionen eines Weltverbesserers und einer isolationistischen Haltung verfolgen.

Bereits 2009 hatte der Bundesrat die wichtigsten Argumente für einen solchen Schritt vorgetragen und dabei zwischen dem nationalen Eigeninteresse und dem Interesse an einer Verbesserung der UNO unterschieden. Im ureigensten Interesse der Schweiz liegen die erweiterten Kontaktmöglichkeiten, die eine Mitwirkung im Sicherheitsrat mit sich bringen sowie die sichtbarere Präsenz der Schweiz auf dem internationalen Parkett. Hinzu kommt, dass die Schweiz im innersten Zirkel der Macht etwas lernen könnte.

Zugleich bemüht sich die Schweiz auch ohne spezifisch nationale Agenda seit einigen Jahren intensiv um die dringend nötige UNO-Reform. Seit zwei Jahren koordiniert die Schweiz, das heisst der Basler Spitzendiplomat Paul Seger, die 27 UNO-Mitglieder umfassende ACT-Gruppe (für Accountability, Coherence, Transparency). Diese verfolgt das Ziel, das Kompetenzgefälle zwischen Sicherheitsrat und Generalversammlung zu reduzieren, die fünf ständigen Ratsmitglieder zu einem Verzicht auf ihr Vetorecht in Fällen von Genozid, Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu bewegen und dafür zu sorgen, dass bei gezielten Sanktionen die rechtsstaatlichen Prinzipien besser berücksichtigt werden.

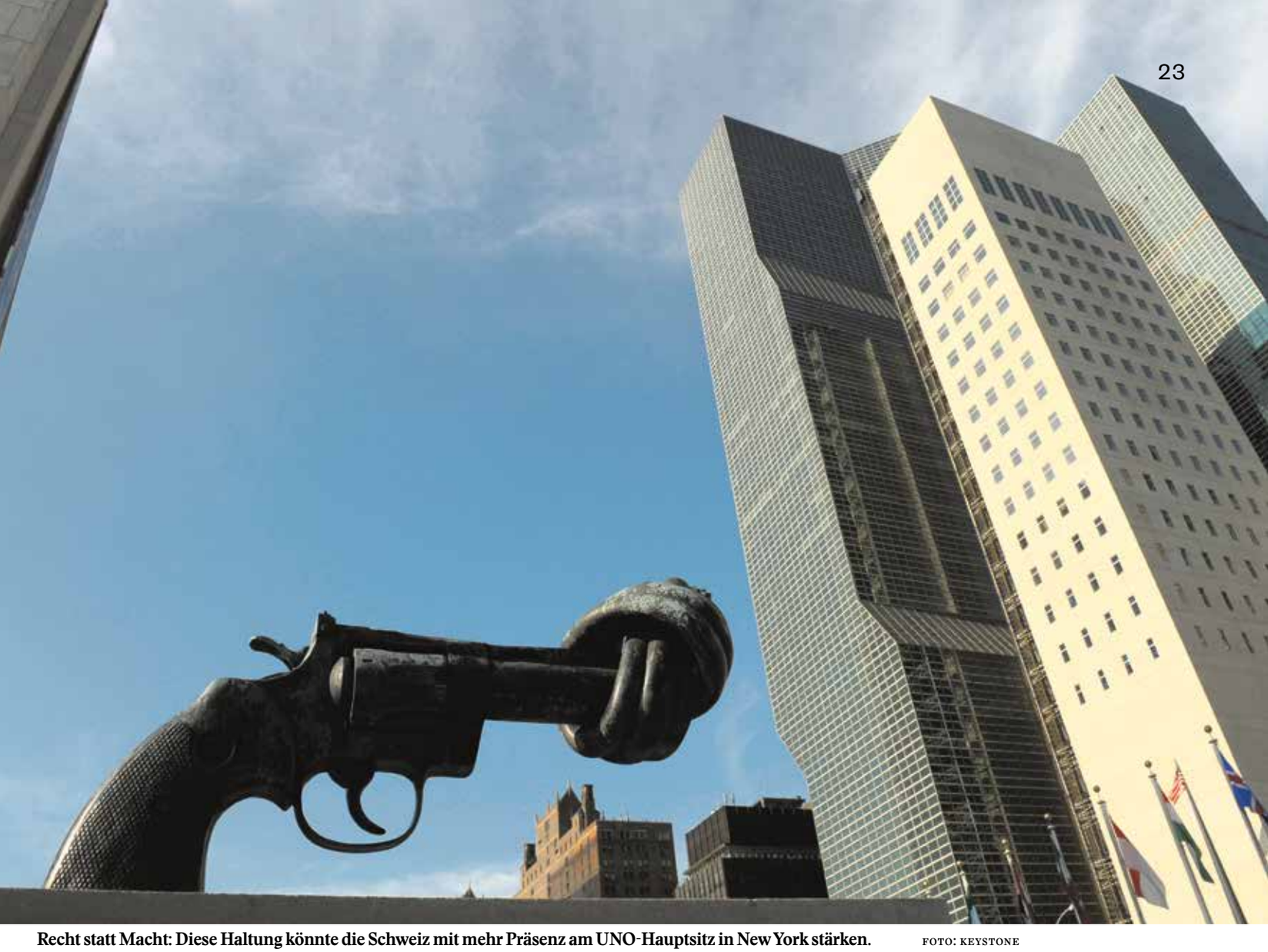
Wider die Gefälligkeitsvetos

Der Reformbedarf ist offensichtlich. Unlängst hat Russland, bloss um seinen kleinen Freunden in der Republika Srpska einen Gefallen zu erweisen, mit seinem Veto die Anerkennung des Genozids von Srebrenica verhindert. Auch die USA sind immer wieder in der Palästinafrage mit Gefälligkeitsvetos zur Stelle. Mit der angestrebten Reform wäre dies nicht mehr möglich.

Zu den Verbesserungen würde ferner die Aufwertung des Generalsekretärs (im Moment ist es Ban Ki-moon) gehören, sie würde seine Wahl weniger von den Grossen abhängig machen und ihm mehr Kompetenzen zuweisen. Reformen des UN-Managements, der Grundlagen, Strukturen und Prozesse, drängen sich auf, denn der Aufgabenbereich der 193 Länder umfassenden UNO hat sich seit der Gründung der Organisation stark erweitert.

Das ist nicht nur eine betriebsökonomische Angelegenheit. Verbunden damit ist das Ziel, den Sicherheitsrat dahin zu bewegen, dass er in Zukunft den humanitären Fragen früher Beachtung schenkt und sich so ein Teil der teuren Einsätze von Friedenstruppen erübrigt.

Was kann ein Kleinstaat wie die Schweiz in einer Grossorganisation wie der UNO



Recht statt Macht: Diese Haltung könnte die Schweiz mit mehr Präsenz am UNO-Hauptsitz in New York stärken. FOTO: KEYSTONE

bewirken? Die Schweiz muss einen mittleren Kurs zwischen überrissenen Ambitionen weltverbesserischer Art und einer isolationistischen Schneckenhaus-Haltung verfolgen. Sie muss sich um Allianzen bemühen und sich, wie sie es bereits tut, mit ähnlich eingestellten UNO-Mitgliedern zusammentun. Dazu ist eine Mitgliedschaft im Sicherheitsrat nicht nötig, sie wäre aber förderlich – nicht nur 2023/2024, sondern auch nach der temporären Aufwertung, die sich durch die Sicherheitsratsmitgliedschaft ergeben wird.

Nachdem der Bundesrat am 6. Juni 2015 eine entsprechende Botschaft dem Parlament zugestellt hat, warnen stockkonservative Kräfte mit altbekannten Argumenten vor diesem als gefährlich eingestuften Schritt. Es gibt in der Schweiz Stimmen, die einen solchen Schritt – notabene nach 2022, also 20 Jahre nach dem UNO-Beitritt von 2002 – noch immer «überstürzt» finden.

«San-Francisco-Momente» nutzen

Erwartungsgemäss meldete sich zu diesem Thema einmal mehr Alt-Diplomat Paul Widmer zu Wort und warf dem Bundesrat in der NZZ vom 1. Juli vor, dass er bloss wegen «ein bisschen Prestige» die Glaubwürdigkeit der schweizerischen Neutralität beschädige und so einen zu hohen Preis für einen fragwürdigen Gewinn bezahle. Widmers zentrale Botschaft: «Für eine glaubwürdige Aussenpolitik brauchen wir mehr, nicht weniger Neutralität.»

Wer die Akzeptanz von Russland und China sucht, räumt diesen Staaten eine Mitsprache bei der Gestaltung unserer Neutralität ein.

Widmer räumt zwar ein, dass man zwischen den strengen Neutralitätspflichten im Fall eines Kriegs und den freiwilligen Neutralitätsvorleistungen zur Pflege der Glaubwürdigkeit unterscheiden muss. Indem er die Akzeptanz auch durch schwierige Mitglieder der Staatengemeinschaft (er nennt Russland und Israel) zu einem zentralen Punkt macht, räumt ausgerechnet der die schweizerische Unabhängigkeit hochhaltende Neutralitätsapologet solchen Mächten eine Art von indirektem Mitspracherecht ein, wie die Schweiz ihre Neutralität zu verstehen hat.

Zurück zur UN-Geburtstagsfeier, die am 26. Juni 2015, in San Francisco über die Bühne gegangen ist und wenig Beachtung gefunden hat. In Anwesenheit des Ortsbürgermeisters und des Gouverneurs von Kalifornien, der demokratischen Fraktionschefin Nancy Pelosi sowie einer Übersetzerin, die schon 1945 dabei war und der pakistanischen Kinderrechtsaktivistin und Friedensnobelpreisträgerin Malala Yousafzai hielt der wenig charismatische Generalsekretär Ban Ki-moon eine eher spröde Kurzansprache.

Den geplagten Menschen dieser Welt rief er zu, dass sie nicht alleine seien, zudem verwies er auf bevorstehende Agendapunkte gegen die Weltarmut und die Folgen des Klimawandels.

Der inspirierendste Gedanke war, dass es immer wieder «San Francisco-Momente» gebe, die man sich zu eigen machen müsse. Sicher muss die Institution auch nach 70 Jahren oder gerade nach 70 Jahren neuen Elan finden – oder präziser formuliert, es sind ihre Mitglieder und darum auch die Schweiz, die den nötigen Elan aufbringen müssen.

tageswoche.ch/+siow2 ×

Die Luft ist raus. Die real existierende EU hat die Europhilie eines jungen Schweizers herb enttäuscht. FOTO: REUTERS

Trennungsbrief

Mein Verhältnis zur EU hat sich in den letzten Wochen abgekühlt. Wo einst Liebe war, ist heute Enttäuschung. Ein offener Trennungsbrief.

Meine zerrüttete Liebe zur EU

von Jeremias Schulthess

Liebe EU

Du hast mich enttäuscht. Wir sind zusammen aufgewachsen, ich war zwölf Jahre alt, jung und naiv, als ich mich in Dich verliebte. Du hast mir das Blaue vom Himmel versprochen. Es gehe Dir um die Menschen, um ein friedliches Zusammenleben, um Gerechtigkeit in Europa – damit hast Du mich hinter dem eidgenössischen Gartenzaun hervorgelockt.

Nicht nur die Starken, Reichen, auch die Schwachen hast Du in Deine Familie aufgenommen. Wow, endlich jemand, der nicht nur aufs Geld, sondern auch auf die inneren Werte schaut, dachte ich – mein Herz schlug umso heftiger für Dich.

Deine Werte, das Gemeinwohl über den Eigennutz zu stellen, hast du verraten.

Mein Umfeld – das ganze Land – fand, wir passten nicht zusammen. Du seist egoistisch, habgierig und würdest mir nicht guttun. Ich wollte trotzdem mit Dir zusammensein und versuchte mein Umfeld davon zu überzeugen. Vielleicht war es auch gerade die unmögliche Liebe, die Unerreichbarkeit, die Dich so anziehend machte.

Meine Landsleute machten dann doch einen Schritt auf Dich zu. Wir unterschrieben diesen Konkubinatsvertrag, ein bilaterales Konstrukt, das am Schluss doch nicht mehr war als eine platonische Liebe. Für mich waren das bloss trockene Wangenküsse. Kein uneingeschränktes Geben und Nehmen, wie es zu jeder echten Liebe gehört – ein fauler Kompromiss bloss, den ich damals als Rosinenpickerei abtat.

Im Frühjahr 2012 hab ich Dich besucht. Mit einer Gruppe von Studenten – die Dich ebenso sehr verehrten wie ich – waren wir in Brüssel, wo wir den gelebten Zentralismus bestaunten. Politiker-Horden, Lobbyisten-Heerscharen und stapelweise Bürokratie. Ganz ehrlich: Ich hatte mir das romantischer vorgestellt. Aber gut, so sachlich musste es wohl sein. Dachte ich.

Und jetzt das: Griechenland. Was ich als Sachlichkeit hinnahm, als etwas bürokratische Kühle, das zeigt jetzt sein wahres Ich.

Zuerst war ich ehrlich gesagt berührt ob Deiner Fürsorge für das kranke Kind des Südens. Du sprachst unentwegt von «Finanzhilfen», «Hilfspaketen» und Solidarität. Ich glaubte, zu verstehen. Und ich schmolz dahin.

Doch je weiter Deine Fürsorge ging, umso argwöhnischer wurde ich. Diese strenge Fürsorge, dieser mahnende Finger, dieses eiskalte Spiel mit der Abhängigkeit von Deinen Mitteln, Deiner Macht, nur um das Land im Bündnis zu halten. Allein um des Geldes willen.

Du hast unterdrückt, gedemütigt, kontrolliert – Dinge, die man unter Partnern nicht tut. Deine Hilfen waren nicht für die Menschen. Deine Hilfen waren für Dich selbst. Für das System, für die Banken.

Von meiner Jugendliebe sind bloss leere Versprechen übrig geblieben. Du bist nicht mehr diejenige, in die ich mich verliebte. Vielleicht habe ich mich damals in ein Trugbild verliebt, in eine Idee, die gar nie existierte.

Die Idee, die die Menschen zusammenbringen wollte, entpuppte sich für mich als Projekt, das die Menschen spaltet. Um es Dir noch deutlicher zu sagen: Deine Werte, das Gemeinwohl über den Eigennutz zu stellen, hast Du verraten.

Liebe EU, ich wünschte, wir könnten diese Werte neu definieren und nochmals bei Null anfangen. Denn meine Liebe war echt.

tageswoche.ch/+xuzp1 ×

Andreas Gross

Eine transnationale Demokratie wäre nicht das Ende der nationalen Demokratien, sondern deren notwendige Erweiterung.

Der Schlüssel zur Zukunft der Demokratie

von Andreas Gross

Als Alexis Tsipras zum Notbremse-Plebiszit über die Form der Bewältigung der Finanz- und Schuldenkrise rief, gab es eine Reihe von Einwänden. Einer der fundiertesten fusste auf einem demokratiepolitischen Grundprinzip: Alle, die von einer Entscheidung betroffen sind, sollten in die Entscheidungsfindung miteinbezogen werden. Also nicht nur die Griechinnen und Griechen, sondern auch all die anderen Europäerinnen und Europäer, die mit ihren Steuergeldern die Mittel erarbeitet haben, mit denen Griechenland «weiter geholfen» und/oder mit denen für die Kredite zugunsten Griechenlands gebürgt werden soll.

Die konservativen Kritiker von Tsipras verschenkten freilich die demokratische Qualität ihres Einwandes, als sie gegen die Volksabstimmung in Griechenland wetterten und lieber gar keine Betroffenen hören wollten. Sie zogen gar keine Demokratie jener für die Griechen allein vor. Demokratischer wäre gewesen, statt nur die Griechen alle anderen Euro-Europäer zum Bürgerentscheid einzuladen. Wozu es mehr bräuchte als 18 weitere Plebiszite: transnationale Institutionen und Verfahren, die transnationale Bürgerinnen- und Völkerentscheide ermöglichen würden, seien diese nun EU- oder Euroland-weit.

Der amerikanische Historiker und Osteuropa-Spezialist Timothy Snyder brachte es in der «New York Review of Books» (NRB) auf den Punkt: «Die politische Seite der europäischen Krise ist der Mangel an Demokratie». Snyders Argument: «Heute können wir sehen, dass es keinen Sinn machte, eine Währungsunion (das Euroland) zu bauen ohne fiskalische Union, das heisst ohne substanzielles gemeinsames europäisches Budget. Eine Fiskalunion würde aber mehr europäische Demokratie nötig machen, um Ausmass und Form der Einnahme gemeinsamer Steuern und der Ausgaben zu rechtfertigen.»

Der Wirschaftsweise und Nobelpreisträger Paul Krugman ist noch härter. Unter dem Titel «Europas unmöglicher Traum» schrieb er in der «New York Times»: Was heute in Griechenland, Spanien und Portugal passiert, sei die Folge davon, dass «selbstgenügsame Politiker in Brüssel, Berlin und Paris» das «Einmaleins und historische Lektionen vergessen» und 25 Jahre lang glauben, Europa auf der Basis von «fantasy economics» gestalten zu können.

Andreas Gross ist Politikwissenschaftler, SP-Nationalrat und Mitglied der Parlamentarischen Versammlung im Europarat.
tageswoche.ch/themen/Andi Gross

Es sei von Anfang an deutlich gewesen, dass eine Währungsunion ohne politische Union ein «sehr zweifelhaftes Projekt» sein würde. Eine politische Union bedarf eben einer «demokratischen Union», einer demokratisch verfassten Union, mit echten Entscheidungsbefugnissen von repräsentativen, direkt gewählten europäischen parlamentarischen Institutionen.

Statt einer politischen Verfassung bekam Europa 1957 bloss Wirtschaftsverträge.

Statt wie von einigen vielleicht erhofft, in seinem Sog die politische Vereinigung und damit die Demokratie nach sich zu ziehen, wurde der Euro zum Motor der «Desunion» der Europäischen Union. Snyder schreibt dazu: «Die Krise Griechenlands führte zu einem Zusammenstoss der verschiedenen Demokratien Europas, worin die Schwachen sich den Starken unterordnen müssen. (...) Ohne europäisches Budget sind solche Krisen unausweichlich; ohne Demokratie fehlt allen Lösungen die politische Legitimation.»

In den 1940er-Jahren wollte die radikalsten der europäischen Pioniere die europäische Integration auf demokratischer Grundlage verfassen. Doch statt einer politischen Verfassung bekam Europa 1957 bloss Wirtschaftsverträge; statt Europa auf die Bürger abzustützen, machte man Regierungen zu den Hauptakteuren.

Heute haben nun auch die europäischen Regierenden gemerkt, was dem Euro fehlt. Doch die einen (Merkel und die Osteuropäer) wollen die notwendigen fiskalischen Kompetenzen in den Händen der nationalen Minister und Ministerpräsidenten behalten; andere wie der Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker möchten sie in die Hand der Europäischen Kommission geben. Frankreichs Präsident Hollande wiederum will «eine europäische Wirtschaftsregierung, ein europäisches Budget und ein Euro-Parlament» und möchte die Sommerpause für entsprechende «Sondierungen» nutzen.

Dritte wiederum, wie der linke Philosoph Renduelles, glauben immer noch «die einzige Hoffnung» liege darin, «dass die EU-Länder ihre Souveränität zurückerlangen, die der Markt an sich gerissen hat.»

Auslaufmodell nationale Demokratie

So soll also die nationale Demokratie retten, was nur die europäische Demokratie leisten kann. Als ob der transnationale Markt die nationalen Demokratien nicht genug gegeneinander ausgespielt hätte.

Weshalb merken die US-Historiker und Ökonomen aus der Distanz besser, dass es in Europa der Transnationalisierung der Demokratie bedarf, um auszugleichen und zu integrieren sowie dem längst transnationalen Markt den Respekt für die Würde des Menschen (und der Natur) aufzuzwingen sowie entsprechende Grenzen und Regeln setzen zu können? Denn nicht die Demokratie droht zum «Auslaufmodell» zu werden, wie der «Tages-Anzeiger» im Titel über der Abschiedsvorlesung des Zürcher Historikers Jakob Tanner suggerierte, sondern nur die nationale Demokratie.

Vermag sich die Demokratie zu transnationalisieren, beispielsweise indem sie Europa föderalistisch verfasst, und so die regionalen und nationalen Demokratien erweitert statt – wie die Vertrags-EU – heute behindert, dann hat sie mehr Zukunft als Geschichte. Denn nicht nur die EU und der Euro benötigen Demokratie, um im Interesse der Menschen zu wirken; die Demokratie braucht auch die europäische Ebene, um die Macht der Bürgerinnen und Bürger zum Ausdruck bringen zu können.
tageswoche.ch/+ej4sa ×

Peter Niggli wird pensioniert. Doch Altersmilde kennt der Experte für Entwicklungszusammenarbeit keine. Seine Analysen bleiben scharf und präzise. Und empören kann er sich auch immer noch.

«Die Revolution sagten wir 1976 bei einem Eiskaffee ab»

von Stefan Michel und Reto Aschwanden

Die Jahre haben Spuren hinterlassen. Peter Niggli spricht heiser, er geht leicht gebückt. An der Geschäftsstelle von Alliance Sud, der entwicklungspolitischen Organisation sechs grosser Schweizer Hilfswerke, öffnet der scheidende Geschäftsleiter selber die Tür.

In seinem Büro türmen sich Bücher und Papier, es sieht nach Auszug aus. Zuverlässigen Quellen zufolge sieht es an Nigglis Arbeitsplatz allerdings immer so aus. Und wenn man ihn argumentieren hört, dann zweifelt man nicht, dass er sich in diesem Gebirge aus Papier problemlos zurechtfindet. Er gehört zu den Menschen, die Zahlen, Jahre und Namen jederzeit und ohne zu zögern präsent haben.

Kein Wunder, ärgert sich der 65-Jährige, der seit 40 Jahren selbst publiziert, über die mangelnde Dossierkenntnis heutiger Journalisten. Den TagesWoche-Journalisten empfahl er, die Fragen vorgängig zu schicken – nicht weil er sich vorbereiten müsse, sondern, um seine Argumente zu portionieren: «Ich habe die Tendenz, in der ersten Antwort bereits alle weiteren Fragen zu beantworten.»

Im Jahr 2000 formulierte die UNO acht Millenniums-Entwicklungsziele zu Themen wie Bildung, Gesundheit und Nachhaltigkeit – dieses Jahr sollten diese Ziele erreicht sein.

Darum gehe ich ja jetzt in Pension (lacht).

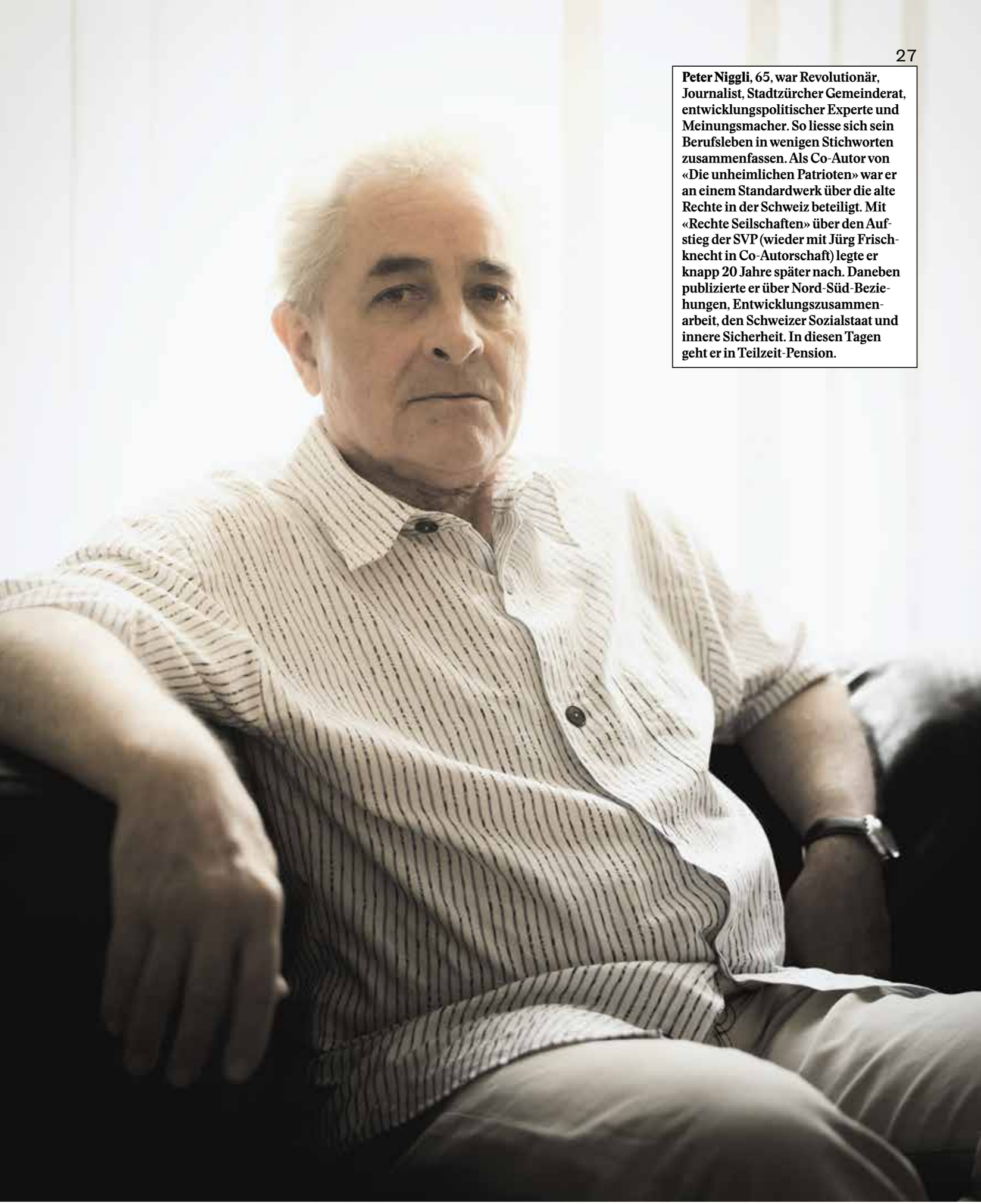
Was bringen solche Übungen?

Das war die erste solche Übung im UNO-Rahmen. Niemand glaubte am Anfang an einen Erfolg. Das Erstaunliche war, dass sich unter den Staaten eine Art Schönheitswettbewerb entwickelt hat.

Wie das?

Schlicht deshalb, weil die UNO jedes Jahr festhielt, wie weit man von den Zielen noch entfernt ist. Die Zahlen zeigten: Da ist zu wenig Investition in die Bildung, da geht zu wenig in die Gesundheit. Diese Staaten haben mehr gemacht als jene, die haben mehr erreicht und diese weniger. Den Industrieländern konnte man schwarz auf weiss darlegen, dass sie ihr Versprechen, mehr Entwicklungshilfe zu leisten, nicht eingelöst hatten. Dadurch wurde mehr erreicht, als die meisten erwartet hatten.

Peter Niggli, 65, war Revolutionär, Journalist, Stadtzürcher Gemeinderat, entwicklungspolitischer Experte und Meinungsmacher. So liesse sich sein Berufsleben in wenigen Stichworten zusammenfassen. Als Co-Autor von «Die unheimlichen Patrioten» war er an einem Standardwerk über die alte Rechte in der Schweiz beteiligt. Mit «Rechte Seilschaften» über den Aufstieg der SVP (wieder mit Jürg Frischknecht in Co-Autorschaft) legte er knapp 20 Jahre später nach. Daneben publizierte er über Nord-Süd-Beziehungen, Entwicklungszusammenarbeit, den Schweizer Sozialstaat und innere Sicherheit. In diesen Tagen geht er in Teilzeit-Pension.



Kommunist nennt sich Niggli seit Ende der Siebziger nicht mehr – «dem revolutionären Impuls blieb ich aber treu». FOTO: RAFFAEL WALDNER

So erfreulich Erfolge wie die Halbierung der Zahl der Hungernden oder der verbesserte Zugang zu Wasser sind: Wie gross ist das Risiko, dass der Klimawandel sie wieder zunichtemacht?

Im Gegensatz zu den Millenniums-Entwicklungszielen hat sich die Lage bezüglich des Klimawandels und der Umwelt generell verschlechtert. Am Erdgipfel in Rio 1992 bestimmte die internationale Gemeinschaft, bei welchen ökologischen Indikatoren sie Verbesserungen erreichen will. Fast alle haben sich aber alarmierend verschlechtert.

Was bedeutet das für die Ernährungssicherheit, den Zugang zu Wasser und für weitere Bereiche der Entwicklung, die stark vom Zustand der Umwelt beeinflusst werden?

Heutige «Kornkammern» wie das Ganges-Tal in Indien oder die südchinesischen Reisanbaugebiete dürften laut Klimaforschern unter grösserer Verdunstung, Wasserknappheit und vermehrten Dürren zu leiden haben. Bangladeschs fruchtbares Anbaugebiet im Delta, das einen grossen Teil des Landes ausmacht, droht durch den vordringenden Ozean versalzt und überspült zu werden. Bangladesch bräuchte ein Dammsystem wie Holland, ist aber eines der ärmsten Länder der Welt. Tatsächlich kann ungebremster Klimawandel jede Entwicklung zunichtemachen, auch unsere.

Die einfachste Erklärung für das Versagen globaler Umweltschutzbemühungen lautet: Wächst die Wirtschaft, wächst auch der Ressourcenverbrauch. Was ist Ihre Erklärung?

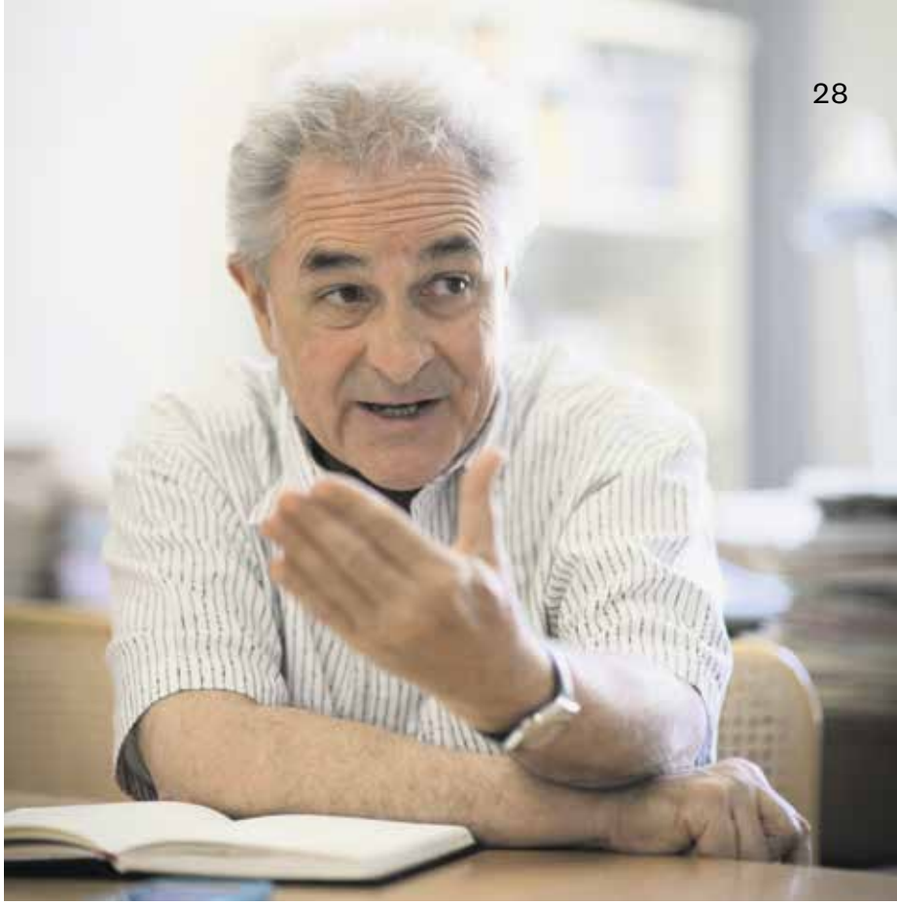
Gleichzeitig zur hehren Proklamation des Erdgipfels, künftig eine nachhaltige Entwicklung zu fördern, setzte sich die Globalisierung durch. Der Handel wurde weltweit liberalisiert und der Kapitalverkehr in fast allen Ländern völlig freigegeben. Damit setzte global eine anti-nachhaltige Wirtschaftsentwicklung ein.

Sehen Sie ernsthafte Absichten, daran etwas zu ändern?

2012 kam die Idee auf, den Mechanismus, der bei den Millenniumszielen relativ gut funktioniert hat, auf die Ökologie zu übertragen. Zudem wurden die Agenden der Entwicklung und des Klimaschutzes fusioniert. Bis 2030 will man 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung erreichen, die «Sustainable Development Goals».

Bei den Bemühungen, den Klimawandel zu bremsen, gab es bisher prominente Abwesende.

Die Amerikaner dispensierten sich vom Kyoto-Vertrag mit dem Argument, Klimaschutz, den nur die alten Industrieländer machten, sei sinnlos. China müsse auf alle Fälle mitziehen. Vor einigen Jahren brachten die USA die Idee auf, jeder Staat solle seine Emissionsreduktionsziele selber definieren. Ein solcher Vertrag, der dem Geist der Klimakonvention von 1992 widerspricht, wird voraussichtlich im Dezember unterschrieben werden. Entscheidend wird sein, wie viel Reduktion die grossen Emittenten anzubieten gewillt sind.



Engagement statt Pessimismus: Peter Niggli. FOTO: RAFFAEL WALDNER

Führt dieser Vertrag aus der klimapolitischen Sackgasse?

Die USA und China gaben im Voraus ihre Reduktionsziele bekannt. Auch wenn sie eher bescheiden sind, deblockierten sie damit die Verhandlungen. Das Ziel, die Erwärmung auf zwei Grad Celsius zu beschränken, wird der Vertrag aber nicht erreichen. Viele hoffen deshalb auf neue, ehrgeizigere Abkommen zur Treibhausgasreduktion in den kommenden Jahren. Die negativen Auswirkungen des Klimawandels, die immer deutlicher zutage treten, werden dabei behilflich sein.

«In allen Ländern, die sich erfolgreich entwickelt haben, spielte der Staat eine zentrale fördernde Rolle.»

In der Entwicklungszusammenarbeit propagieren viele mehr Markt, eine grössere Rolle des Privatsektors und weniger Staat. Was halten Sie davon?

Das ist jetzt Mode. Ich finde schon die Begrifflichkeit dürftig. Man begreift die Welt nicht mit den Kategorien von Staat und Markt. Das entwicklungsökonomische Problem war stets: Wie kann ein armes Land Unternehmen aufbauen, die konkurrenzfähig sind und nicht von den potenteren Unternehmen der entwickelten Länder vom Markt gewischt werden? In allen Ländern, die sich erfolgreich entwickelt haben – Südkorea, Taiwan oder Singapur – spielte der Staat eine zentrale fördernde Rolle.

Ausländische Investoren anzuziehen, wird oft als viel erfolgreicheres Gegenmodell zur Entwicklungszusammenarbeit präsentiert. Zu Recht?

Jene, die den ausländischen Investoren harte Auflagen machen, haben sich gut entwickelt: Brasilien oder China etwa. Sie verlangten von ausländischen Firmen, lokal einzukaufen oder Einheimische ins Management aufzunehmen und sorgten für einen Know-how-Transfer. Jene, die den Investoren freie Hand liessen, weisen weniger Erfolge auf. Da wird nicht der Privatsektor des Entwicklungslands gefördert, sondern jener des Staats, aus dem die Investitionen kommen. Beides hat zudem mit Entwicklungszusammenarbeit nichts zu tun.

Andersrum fordern die Geberländer, die grossen Unternehmen sollten mehr in Entwicklung und Klimaschutz investieren.

Die alten Industriestaaten behaupten, sie hätten kein Geld mehr, nun sollen die Konzerne zahlen. Ein privates Unternehmen wird aber niemals für öffentliche Güter aufkommen, ausser es wird dafür bezahlt. Wenn das Management den Aktionären keine zweistelligen Renditen präsentieren kann, ist es weg vom Fenster. Man muss sich auch bewusst sein, warum die westlichen Staaten zu wenig Geld haben: Sie haben in den letzten 20 Jahren systematisch die Steuern für Unternehmen und Reiche gesenkt sowie Steuerschlupflöcher geöffnet.

Afrikanische Beobachter wie die Sambierin Dambisa Moyo sind überzeugt, die Entwicklungsgelder des Nordens seien der Grund, weshalb sich ihre Länder nicht entwickelten und stattdessen in Lethargie versänken. Was entgegnen Sie?

Die Beispiele, die Dambisa Moyo und Gleichgesinnte anführen, sind immer solche, in denen Entwicklungshilfe zur Förderung der Eigeninteressen der Geber eingesetzt wird. Ihre Kritik trifft zu, müsste sich aber richtigerweise auf die Aussenpolitik der Geber beziehen, nicht auf die Entwicklungshilfe. Diese abzuschaffen, wäre relativ einfach. Sie hat keine grosse Lobby. Was Moyo kritisiert, würde aber weiterhin passieren, denn die westlichen Länder verfolgen ihre wirtschaftlichen und politischen Interessen mit allem nötigen politischen und finanziellen Druck.

«Gäbe es in Deutschland eine Partei wie die SVP, würden die Nachbarländer aufrüsten.»

Letzte Woche jährte sich «Live Aid» zum 30. Mal. 1985 erreichte dieses Konzert zugunsten der Hungernden in Äthiopien über TV und Radio Menschen weltweit. Was bedeutet es für Ihre Arbeit, dass Themen wie Hunger und Armut heute kaum für Schlagzeilen sorgen?

Unsere Arbeit ist schwieriger geworden im Vergleich zur zweiten Hälfte der 1980er-Jahre. Damals gab es noch einen gewissen Zukunftsoptimismus, heute sind in den reichsten Ländern der Welt die Erwartungen an die Zukunft pessimistisch eingefärbt. Trotzdem: Wir konnten auch in schwierigen Situationen Erfolge erzielen. 2003 gewann die SVP die Wahlen und Blocher wurde Bundesrat. Die SVP und ihre Verbündeten wollten dann das Budget der Entwicklungshilfe um 30 Prozent kürzen. Wir schafften es aber – und zwar ohne grosse mediale oder öffentliche Unterstützung – 2011 eine parlamentarische Mehrheit für eine Erhöhung der Entwicklungshilfe auf 0,5 Prozent des BIP zu gewinnen.

Wie haben Sie das geschafft?

Die Schweiz will mit jedem Land dieser Welt Verträge zum Schutz unserer Investitionen und für erleichterten Marktzugang haben. Unsere Banken horten noch immer Hunderte von Millionen unversteuerter Gelder aus Drittweltländern. Das wissen auch unsere Ansprechpartner in diesen Ländern. Wenn man nichts bietet, sondern nur auf den eigenen Vorteil schaut, erzielen die Verhandlungen keine Resultate. Das verstehen auch Bürgerliche. Die Entwicklungszusammenarbeit war in der Schweiz bis Anfang der Nullerjahre weitgehend unbestritten. Auch die SVP stand dahinter, bis sie die Zürcher Sektion zu einer rechtsradikalen Partei umgeformt hat.

Sie nennen die SVP «rechtsradikal»?

Gäbe es in Deutschland eine Partei wie die SVP, die seit der Wiedervereinigung mit der gleichen Politik und derselben Tonalität den gleichen politischen Einfluss errungen hätte, dann würden die Nachbarländer aufrüsten.

Dieser Logik folgend müssten angesichts der Erfolge des Front National die Nachbarn der Franzosen aufrüsten.

Vor Frankreich hat niemand Angst. Napoleon ist ja auch schon 200 Jahre her.

Sie haben zwei Standardwerke über die Schweizer Rechte mitverfasst: «Die unheimlichen Patrioten» 1979 und «Rechte Seilschaften» 1998. Wie stark sind diese Kräfte heute?

Die SVP hat es verstanden, in den letzten 25 Jahren das öffentliche Klima zu bestimmen. Sogenannt linksliberale Zeitungen wie der «Tages-Anzeiger» bewirtschaften heute das Asylthema selbstständig. Die Partei hat es geschafft, weite Teile des öffentlichen Diskurses auf ihre Mühle zu leiten. Nicht, dass die Leute sagen: Ich bin für die SVP. Aber sie glauben, dass die Schweiz tatsächlich an den Problemen leidet, die diese Partei definiert. Damit erzielt die SVP eine Wirkung, von der die unheimlichen Patrioten der 1970er-Jahre nur träumen konnten.

Sie selber gehörten in den frühen 70ern zu den Gründern der Revolutionären Aufbauorganisation Zürich (RAZ). Wollten Sie die Schweiz in den Kommunismus führen?

Unser Ziel war die Überwindung des Kapitalismus durch eine proletarische Revolution. Wir nannten uns aber bewusst nicht kommunistisch. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie, in der keiner Kommunist sein wollte. Sie wählten aber brav Sozis und fanden, man könnte schon noch was machen für die Büezer. Wir nannten uns deshalb revolutionär, denn das klang attraktiv. Damals fing man ja auch an, «Revolution» als Slogan auf T-Shirts zu drucken. Dahinter stand das Verlangen nach einem Neuanfang. Wir waren der Ansicht, dass es weder Lehrbücher noch Vorbilder gab für das, was wir anstrebten.

Nun werden Sie Stiftungsrat beim katholischen Hilfswerk Fastenopfer. Von der Revolution in eine kirchliche Institution – wie konnte das passieren?

Die Revolution hat für mich zwischen 1970 und 1976 stattgefunden, also in meinen frühen Zwanzigern. Jetzt bin ich 65 und gehe in den Vorstand von Helvetas und zum Fastenopfer, mit denen ich als Trägerorganisationen von Alliance Sud seit 1998 zu tun habe. Die Revolution sagten wir 1976 bei einem Eiskaffee im Zürcher Café Boy ab.

Warum?

Der Mangel an Erfolg war eklatant. Wir wollten die Massen der Arbeiter gewinnen. Doch in der Schweiz regte sich fast nichts, im Unterschied zu den Streikwellen in den Nachbarländern. Zudem beschäftigte ich mich schon während jener Zeit stark mit der Geschichte der Sowjetunion und Osteuropas. Ich fragte mich, warum die Sache so katastrophal herausgekommen war. Ende der Siebziger bezeichnete ich mich nicht mehr als Kommunist, blieb aber dem revolutionären Impuls treu. Ich war der Ansicht, die westliche Welt habe das emanzipatorische Versprechen nicht eingelöst, das der Menschheit mit der Französischen Revolution gegeben worden war.

Und dann?

Ich wurde Journalist beim «Fokus», das war ein unabhängiges, linkes Monatsmagazin. Mein Geld verdiente ich bei der ropress, einer selbstverwalteten Druckerei. Dann wollte ich aus Zürich weg, weil ich mich im vertrauten linken Milieu zu langweilen begann. Ich wollte reisen und dachte, ich könnte das als freier Journalist finanzieren. Damals verdienten freie Journalisten noch Geld. Mich interessierten Konflikte, die nicht dem Schema des Kalten Krieges folgten. So kam ich nach Äthiopien, wo linke «1968er-Guerillas» gegen eine sowjetisch gestützte Militärdiktatur kämpften. Ich wollte wissen, welche Lehren sie daraus zogen.

Heute haben wir in allen Berufsfeldern – auch bei Hilfswerken und NGOs – Leute, die ihr Handwerk in entsprechend Studiengängen gelernt haben. Das sind Profis in Themenfeldern, die Sie sich damals selber angeeignet haben. Was halten Sie von dieser Entwicklung?

Die Professionalisierung haben Sie überall. Als ich damals in den Journalismus ging, wollten die Leute wissen: Hast du schon was geschrieben? Gottlob hatte ich das Buch «Die unheimlichen Patrioten» mitverfasst. Der Rest ergab sich aus der Qualität deiner Texte. Es gab damals viele Journalisten mit unkonventionellen Lebensläufen. Heute sieht man das kaum noch, was schade ist.

«Die Lage wird langsam ernst. Ein Bewusstsein dafür oder Strategien für einen Umgang damit, sehe ich aber nicht.»

Wenn Sie zurückblicken: Ist es ein guter Moment für Sie, um in Pension zu gehen?

Es ist ein guter Moment, ja. Wir haben mit Mark Herkenrath, der schon seit Jahren bei Alliance Sud arbeitet, einen guten Nachfolger gefunden. Und wir haben unsere Strategie für die nächsten Jahre entwickelt.

Und wenn Sie den Zustand der Welt betrachten?

Ich betrachte die Dinge gern historisch. Nehmen wir den Zustand der Welt 1939: Da sah es rabenschwarz aus. Im Vergleich dazu wirkt die Situation heute geradezu erfreulich. Es gibt allerdings sehr ernsthafte Probleme. In absehbarer Zeit wird unser Wirtschaftssystem an geophysikalische Grenzen stossen. Als der Club of Rome in den 70ern von den Grenzen des Wachstums sprach, kicherten viele. Jetzt wird es langsam ernst. Ein breites Bewusstsein dafür, geschweige denn Strategien für den Umgang damit, sehe ich aber nicht. Der Zustand der Welt ärgert und empört. Das ist aber kein Grund für Pessimismus, sondern für Engagement.

tageswoche.ch/+6qb53 ×

Vania Alleva

Was wären Ferien ohne gute Lektüre? Unsere Kolumnistin empfiehlt eine griechische Tragödie. Geschrieben hat sie ein Schweizer Ökonom und Finanzmarktspezialist.

Sommerzeit. Ferienzeit. Endlich mal abschalten. Endlich mal Pause von all den Anforderungen des Alltags, aber auch von all diesen News und Katastrophen, mit denen uns die Medien ihre Sicht der Welt präsentieren.

Vielleicht liegen Sie am Strand. Oder Sie sitzen vor einer Berghütte. Und statt den Newsticker lesen Sie endlich wieder einmal ein gutes Buch. Einen Krimi vielleicht oder einen Roman. Oder – ja, warum eigentlich nicht – nach langer Zeit wieder einmal eine griechische Tragödie. Probieren Sie es. Es ist befreiend.

Endlich wieder einmal eine Geschichte, die Sinn macht, ohne dass sie mir mit jedem zweiten Satz ein Glaubensbekenntnis abverlangt: «Ich glaube, diese Geschichte sagt die reine und volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit aus!»

Vielleicht macht Ihr Roman ja gerade deswegen Sinn, weil er das nicht von Ihnen verlangt.

Oder eben – die griechische Tragödie. Apropos: Was hat man uns doch nicht alles über «die Griechen» eingetrichtert in letzter Zeit? Dass sie über ihre Verhältnisse gelebt haben. Dass sie sich in den Euro gemogelt haben, mit falschen Wirtschaftsstatistiken. Dass sie, mal abgesehen von Olivenöl, nichts Nützliches produzieren. Und dass ihre Löhne zu hoch sind. Und dann noch ein paar Nettigkeiten. Was soll man davon glauben?

Vania Alleva ist Präsidentin der Gewerkschaft Unia und Vizepräsidentin des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes. **tageswoche.ch/+ncdnc**

Interne Abwertung, Lohnsenkungen, Sparen: Das Rezept der EU-Troika war so etwa das Dümmste, was man damals für Griechenland tun konnte.

Ich lese auch gerade eine griechische Tragödie. Genauer gesagt: «Die griechische Tragödie und ihre Lösung», eine Studie des Schweizer Ökonomen und Finanzmarktspezialisten Michael Bernegger. Und diese erzählt mir eine ganz andere Geschichte.

Griechenland, so Bernegger, mangle es gar nicht an «Wettbewerbsfähigkeit». Im Gegenteil: Griechenland sei das Land mit der grössten und leistungsfähigsten Handelsflotte der Welt und es sei sehr gut positioniert im Hochpreis- und Luxustourismus. Kein Land in Westeuropa ausser Norwegen habe von 1999 bis 2008 auch nur annähernd vergleichbare Exportzuwächse erreicht und das bei sinkenden Reallöhnen.

Externe Faktoren – vor allem sinkende Frachtraten und stark steigende Ölpreise – hätten den Aufschwung 2008 zwar gestoppt. Aber eigentlich sei die griechische Wirtschaft produktiv und konkurrenzfähig.

Griechenlands heutiges Schuldenproblem rühre einzig und allein daher, dass die EU-Troika damals aufgrund falscher Daten eine völlig verfehlte Wirtschaftspolitik durchgedrückt habe. Die griechische Wirtschaftsstatistik erfasse nämlich aus konzeptionellen und machtpolitischen Gründen grosse Teile der Exporte nicht oder nicht richtig: Praktisch die gesamte Handelsschifffahrt werde über ausländische Dollar-Konten der Reedereien abgewickelt, im Tourismus grassiere die Schattenwirtschaft, und so weiter und so fort.

Das auf falschen Daten basierende Rezept der Troika auf den externen Schock lautete: interne Abwertung, Lohnsenkungen, Sparen. Ich kann hier leider nicht in die Details gehen. Aber Michael Bernegger belegt akribisch und sehr überzeugend, dass dies so etwa das Dümmste war, was man damals tun konnte. Diese falsche Politik führte das Land geradewegs in eine extreme Rezession, in eine Bankenkrise und schliesslich in die heutige Schuldenkrise.

Was nun? Was soll man glauben? Das mit den falschen Statistiken stimmt zwar offensichtlich, aber umgekehrt als man uns bisher erzählt hat. Lesen Sie den Aufsatz von Michael Bernegger.

Und vor allem: Glauben Sie nicht alles, was man Ihnen erzählt. ×

Den Link zu Michael Berneggers Studie finden Sie online unter: tageswoche.ch/+ncdnc

ANZEIGE

krebskranke kinder
BASEL
Helfen hilft heilen.
Postkonto: 40-654647-1
IBAN: CH85 0900 0000 4065 46471
www.stiftung-kinderkrebs.ch
ZEWO

Jahrzehntelang war die Kleinstadt am Fuss des Vesuvs in den Händen der Camorra. Dann zeigte eine Boutiquenbetreiberin ihre Erpresser an und leitete eine Zeitenwende ein.

Wie Raffaella Ottaviano die Stadt Ercolano von der Camorra befreite

«Raus hier!» Boutiquen-Besitzerin Ottaviano liess sich nicht von Mafiosi einschüchtern. FOTO: MAX INTRISANO

von Julius Müller-Meiningen

Genau hier ist es passiert», sagt Raffaella Ottaviano und zeigt mit dem Finger auf die Glastür. Sie steht in ihrer Boutique, in der es aussieht wie in einer Wäscherei, die Kleider hängen in durchsichtigen Plastiktüten an den Ständern. In dieser Tür also standen plötzlich die zwei Gangster. Einer der beiden kräftigen Kerle blieb als Wache auf dem Trottoir. Der andere trat auf die heute 74 Jahre alte Inhaberin zu. Er sagte: «Signora, Onkel Giannino will Sie sprechen.» Raffaella Ottaviano, eine wache Frau, verstand sofort.

Zwei Clans der Camorra, der neapolitanischen Mafia, kämpften seinerzeit in Ercolano um die Vorherrschaft. Links der Hauptstrasse, die vom Vesuv hinunter zu den Ausgrabungen der antiken Stadt Herculaneum führt, hatten die Ascione das Sagen. Rechts bestimmte der Birra-Clan. Raffaella Ottavianos Geschäft liegt auf der linken Seite dieser Demarkationslinie namens Corso 4 Novembre. Also fiel ihr Laden in die Zuständigkeit der Ascione.

70 Tote hatte der Krieg der Clans innerhalb weniger Jahre gefordert, es gab Zeiten, da verging kein Abend ohne Leiche. Onkel Giannino, das war der Spitzname für den Boss der Ascione. Gesenkten Kopfes, wie eine hörige Untertanin sollte Ottaviano die erpresserische Macht der Herrscher akzeptieren und sich die Höhe des Pizzo, des Schutzgelds, diktieren lassen.

«Raus aus meinem Laden»

Raffaella Ottaviano aber sagt: «Ich dachte gar nicht daran zu zahlen.» Sie streicht sich ihr weisses Haar zurecht. Wer denn dieser Onkel Giannino sei, wollte sie von den Mafiosi wissen. Der Mann in ihrem Laden reagierte irritiert. Er stelle hier die Fragen, nicht sie. «Ich zitterte vor Angst, aber liess es mir nicht anmerken», erzählt die Ladeninhaberin. Noch nie zuvor war sie erpresst worden.

Nein, sie habe nicht die Absicht zu bezahlen, sprach die Ladeninhaberin mit fester Stimme. «Signora, Sie wissen, was Ihnen blüht?», konnte der erstaunte Camorrista noch sagen, als es aus Raffaella Ottaviano fuhr wie ein Donner: «Raus jetzt, raus aus meinem Laden!» Die Geschäftsfrau setzte die Mafia vor die Tür. «Wir kommen wieder», drohten die Gangster.

Das war im Jahr 2004. Der Rauswurf war der Beginn eines langsamen, leisen, aber unaufhaltbaren Umsturzes in Ercolano. Ottavianos Widerstand markierte den Anfang vom Ende der Camorra in diesem kleinen Städtchen wenige Kilometer südlich von Neapel. «Modello Ercolano» taufte der neapolitanische Staatsanwalt Rosario Cantelmo später dieses Konglomerat.

Die Via 4 Novembre mit Blick auf den Golf von Neapel. Links herrschte der Ascione-Clan, rechts der Birra-Clan. FOTO: MAX INTRISANO

Das Zusammenspiel von Carabinieri, Stadtverwaltung und Justiz, mutigen Einwohnerinnen und Erpressungsopfern, die sich organisierten, habe das Verbrechen besiegt, sagt Cantelmo. Ercolano, meinen viele, könnte ein Modell für den gesamten italienischen Süden werden, der in weiten Teilen noch immer von der Mafia beherrscht wird.

«Ich habe die Mauer des Schweigens zum Einsturz gebracht», sagt Ottaviano ohne falsche Bescheidenheit. Sie nestelt an ihrer roten Bluse. Dort prangt seit etwa einem Jahr die Anstecknadel mit dem italienischen Verdienstorden, verliehen vom Staatspräsidenten.

Die Camorra sei wie eine Krake, sagt Ottaviano. Wenn sie einen einmal erfasst habe, lasse sie nie wieder los. Deshalb wollte sie nicht zahlen, ganz einfach. Wie viel Geld der Ascione-Clan genau von ihr wollte, wisse sie nicht. «Aber wenn du dich ihnen beugst, dann musst du irgendwann den Laden zumachen.» Sie hatte Angst, das schon. Aber nach einer Besprechung mit der Familie zeigte Ottaviano ihre Erpresser an.

Handkuss vom Kommandanten

Schutzgelderpressung war damals weit verbreitet in Ercolano. An Weihnachten, Ostern und Mariä Himmelfahrt trieben die Clans ihre Quoten ein. «Für die Inhaftierten», sagten sie. Auf diese Weise demonstrierte die Camorra vor allem ihre Macht über die Menschen. Niemand zog die kriminelle Vorherrschaft in Zweifel. So kam es, dass einige Mitbürger lieber Abstand nahmen von Ottaviano. «Sei vorsichtig, hol mich lieber nicht mehr ab», riet ihr eine Freundin.

«Ich habe die Mauer des Schweigens zum Einsturz gebracht.»

Raffaella Ottaviano, Ladenbesitzerin

Doch Ottaviano wollte weiter frei sein, die Eskorte, die ihr die Carabinieri angeboten hatten, lehnte sie ab. Und es gab auch jene, die sagten: «Raffaellina, es ist eine Ehre, neben dir auf der Strasse zu laufen.»

«Meine Anzeige war die erste seit Jahrhunderten», sagt Ottaviano. Der damalige Carabinieri-Kommandant David Ellero, ein vermeintlich kühler Venezianer, ahnte offenbar, dass er Zeuge einer Zeitenwende geworden war. Nachdem sie auf der Wache Anzeige erstattet hatte, küsste er der Geschäftsfrau die Hand.

Das Ende der Duldsamkeit

Dieses Gefühl, dass die Befreiung von der jahrzehntelangen Unterdrückung möglich war, steckte immer mehr Bürger in Ercolano an. Das Leben war unerträglich geworden. Die Gangster fuhren mit Motorrädern durch die engen Gassen des Orts, schwer bewaffnet mit Pistolen oder Kalaschnikows. Nach Sonnenuntergang waren die Strassen wie leergefegt, die Killerkommandos der rivalisierenden Clans begannen ihr brutales Werk, sie zündeten sogar Bomben.

Als auch noch die Wirtschaftskrise dazukam, nahm es mit der Duldsamkeit ein Ende. «Wir sind 55 000 Einwohner», beschreibt Giuseppe Scognamiglio das damals langsam wachsende Bewusstsein. «Wie viele Camorristi gibt es in Ercolano? 400, 500, vielleicht tausend. Wir sind 55 000! Müssen wir uns das wirklich weiter gefallen lassen?»

Steuererlass für Klagewillige

Nein, antworteten an einem Samstagabend im November 2009 gut und gerne 1500 Menschen und marschierten durch die Strassen Ercolanos. Junge Aktivisten um Scognamiglio und das Team von Radio Siani hatten den Marsch gegen die Camorra organisiert. Benannt nach dem Journalisten Giancarlo Siani, der 1985 im Alter von 26 Jahren in Neapel von der Camorra ermordet worden war, hatten die Jugendlichen einen Internet-Sender gegründet, dessen Redaktion am Corso Resina 62 ihren Sitz hat.

Hier wohnte der Clanchef Giovanni Birra, hier nahm der Marsch seinen Anfang. In der konfiszierten Wohnung des Bosses, zwischen Türen aus Mahagoni-Holz und exklusiven Sanitäranlagen, kämpft bis heute ein Team von bis zu 40 jungen Erwachsenen für den Wandel in der Kleinstadt.

Das Modell Ercolano nahm Formen an. 2005 war Nino Daniele Bürgermeister der Stadt geworden. Er marschierte nicht nur bei der Demonstration mit, unter seiner Ägide annullierte die Stadt Auftragsvergaben an Firmen aus dem Umfeld der Camorra. Die Gemeinde konstituierte sich als Zivilklägerin bei allen Prozessen wegen Schutzgeld-Forderungen und erliess Geschäftsinhabern, die ihre Erpresser anzeigten, die Steuern. Auch scheinbar banale Massnahmen wie die Verbreiterung der Trottoirs wurden ergriffen. Handtaschenräuber auf dem Motorrad haben es seither schwerer bei ihren Raubzügen.

Nur noch gewöhnliche Kleinkriminelle

Raffaella Ottaviano hatte den Anfang gemacht. Jetzt folgten in einer Kettenreaktion immer mehr Anzeigen. Der Metzger zeigte seine Erpresser an, die Bäckerin, die Tabakverkäuferin, der Konditor, der Restaurantinhaber, der Automechaniker, der Juwelier, der Fischverkäufer, der Optiker und der Tankstellenpächter. Innerhalb von zwei Monaten war die Antischutzgeld-Vereinigung mit ihrer Präsidentin Raffaella Ottaviano auf 42 Mitglieder angewachsen. Heute sind es über 80 Geschäftsleute.

Prozess folgte auf Prozess. Um mildere Haftstrafen zu erzielen, begannen die Mafiosi mit der Justiz zu kollaborieren. Erst packten sie über die Pizzo-Erpressungen aus, dann über die Morde. Heute sitzt die gesamte Führungsriege der Camorra-Clans von Ercolano hinter Gitter, etwa 250 Männer und ein paar Frauen. Erpressungen, so sind sich alle Beteiligten sicher, gibt es so gut wie nicht mehr in Ercolano. Das, was von der Camorra übrig blieb, entspreche gewöhnlicher Kleinkriminalität.

«Ercolano ist wieder aufgeblüht», sagt Sofia Ciriello. Vor dem Laden der 38-Jährigen zündeten die Bosse im November 2009 eine Bombe, nachdem sich die Bäckermeisterin geweigert hatte, einen Pizzo von 500 Euro monatlich zu zahlen. Verletzt wurde niemand. Aber man versteht, dass das lebendige Gewühl auf den Trottoirs nach Jahren der Gewalt nicht selbstverständlich ist. «Heute überlegen es sich die Camorristi zweimal, bevor sie meinen Laden betreten», sagt Ciriello.

Die Trottoirs von Ercolano wurden verbreitert. Nun haben es Handtaschenräuber auf ihren Motorrädern schwerer.

Auch Matteo Cutolo, der eine Konditorei am Corso 4 Novembre führt, zeigte seine Erpresser an. Nach ein paar Anläufen, Geldforderungen von beiden Clans und drei Einschusslöchern im Rolladen seines Geschäfts rang er sich dazu durch. Zusammen mit der Antischutzgeld-Vereinigung erzählt Cutolo seine Geschichte auch in den Schulen von Ercolano. «Das Wichtigste ist, wachsam zu bleiben», sagt der 40-Jährige. Einige Bosse sind zu lebenslangen Haftstrafen verurteilt worden. «Aber viele andere kommen irgendwann wieder raus.»

tageswoche.ch/+4070h ×

ANZEIGE

Aufgebläht, verschwenderisch, linkslastig: Die Vorwürfe gegen die BBC erinnern an die Kritik an der SRG. FOTO: REUTERS

Grossbritannien, Medien

Ende 2016 läuft der Staatsvertrag der BBC aus. Nun blasen die Kritiker zum Angriff auf die öffentlich-rechtliche Sendeanstalt. Die Debatte um den Service Public ähnelt jener in der Schweiz.

Die BBC soll bluten

von Peter Stäuber

Kritiker der BBC verwenden gern das Wort bloated: aufgebläht. Die öffentlich-rechtliche Sendeanstalt, so sagen sie, sei zu gross, sie ersticke andere Medienorganisationen und zahle ihren TV-Stars zu viel. Der Schatzkanzler George Osborne bezichtigte die BBC-Website kürzlich «imperialistischer Ambitionen», während der neue Kulturminister, John Whittingdale, die Gesellschaft als die verschwenderischste Organisation der Welt bezeichnete.

Diese Vorwürfe sind seit Jahren bekannt, aber in den letzten Monaten haben die Angriffe an Intensität gewonnen, die Grundsatzdiskussion über den Sinn und Zweck des Service Public im Rundfunkwesen ist in vollem Gang. Anlass liefert unter anderem das Auslaufen der «Royal Charter»: Die BBC operiert auf der rechtlichen Grundlage eines Staatsvertrags, der alle zehn Jahre neu ausgehandelt wird. Der derzeitige Vertrag tritt Ende 2016 ausser Kraft.

Mitte Juli kündigte der Kulturminister eine umfassende Überprüfung an, der die BBC in den kommenden Monaten unterzogen werden soll; er sagte, die BBC sei im vergangenen Jahrzehnt «exponentiell gewachsen» und fragte sich, ob ihr Angebot nicht zu erschöpfend sei. Der von Whitting-

dale eingesetzte Ausschuss wird sich mit allen Aspekten beschäftigen – von der Grösse der BBC über die Finanzierung zu den Inhalten und der Regulierung.

Die 1922 gegründete BBC ist weltweit eine der ältesten und grössten öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten und beschäftigt rund 18 000 Angestellte. Wie der staatliche Gesundheitsdienst NHS ist die «Beeb» eine beliebte nationale Institution, und viele ihrer Programme sind auf der ganzen Welt für ihre Qualität bekannt.

Konservative werfen der BBC seit Jahren linke Schlagseite vor – dabei kommen Tories dort mehr zu Wort als Labour.

Finanziert wird sie grösstenteils über die Rundfunkgebühr, die jährlich 145,50 Pfund (217 Franken) beträgt. Jeder Haushalt, in dem ferngesehen wird, hat diese Abgabe zu entrichten. Die Gebühren brachten letztes Jahr 3,7 Milliarden Pfund ein, dazu kommt eine Milliarde aus Geschäftstätigkeiten, unter anderem aus dem Verkauf von Programmen ins Ausland.

Mit ihren Einnahmen finanziert die BBC zehn Fernseh- und sechzehn Radiokanäle, dazu eine Website, die von 64 Prozent der Bevölkerung angeklickt wird. 80 Prozent der Briten sehen BBC-Fernsehprogramme, jeder davon durchschnittlich fast zehn Stunden pro Woche.

Private Medienkonzerne behagen diese Zahlen gar nicht. Rupert Murdochs «Sky News» ist schon lange ein passionierter Feind der BBC, aber auch Printmedien wie die rechte «Daily Mail» erachten die BBC als zu marktdominant und verlangen, ihr seien die Flügel zu stutzen. Die konservative Regierung hat für diese Anliegen ein offenes Ohr: Mitte Juli verlautbarte George Osborne, die BBC müsse künftig die Radiogebühren für ältere Leute ab 75 Jahren selbst tragen (bislang werden diese Kosten vom Arbeitsministerium übernommen), was die jährlichen Einnahmen um 650 Millionen Pfund kürzen wird.

Parallelen zur Schweiz

Weil der zeitverschobene Fernsehkonsum über den iPlayer der BBC-Website ein Schlupfloch zur Umgehung der TV-Gebühr bietet, sinken auch die Einnahmen aus dieser Quelle. Dies veranlasste den Generaldirektor Tony Hall kürzlich, die Streichung von 1000 Stellen anzukündigen.

«Die BBC befindet sich in einer existenziellen Krise», sagt Jonathan Hardy, Lektor in Medienwissenschaften an der University of East London und Sekretär der Campaign for Press and Broadcasting Freedom, die sich für vielfältige und demokratische Medien einsetzt. «Die Gefahr ist, dass die Kritiker der BBC, die auch in der Regierung sitzen, die Organisation schrumpfen lassen und an den Rand eines gänzlich kommerziellen Medienuniversums drängen.»

Die Debatte um den Service Public in Grossbritannien verläuft entlang ähnlicher Argumentationslinien wie diejenige in der Schweiz nach der knappen Annahme des revidierten Radio- und Fernsehgesetzes: Befürworter eines starken öffentlich-rechtlichen Rundfunks sind der Meinung, dass Organisationen wie die SRG und die BBC ein breites Angebot von hoher Qualität bieten sollen, das frei ist von staatlichem Eingriff einerseits und kommerziellem Druck andererseits.

Demgegenüber argumentieren die Anhänger des freien Marktes, dass diese Anstalten im Idealfall lediglich eine Art Zusatzdienst bieten: Sie sollen gesellschaftlich wichtige Programme produzieren, die von privaten Unternehmen nicht zur Verfügung gestellt werden – sie treten also lediglich bei Marktversagen in Aktion. Gemäss dieser Sichtweise verzerrt ein umfassender Service Public den Medienmarkt und würgt kleinere Privatsender ab.

Pannenserie ramponiert den Ruf

Dieses letzte Argument lässt sich jedoch zumindest in Grossbritannien kaum erhärten. Eine Studie des Reuters Institute for the Study of Journalism kam letztes Jahr sogar zum Schluss, dass ohne die BBC die Gesamteinnahmen der TV-Industrie wohl geringer ausfallen würden und die meisten Fernsehzuschauer weniger Auswahlmöglichkeiten hätten als heute.

Konservative Politiker und Medienvertreter hatten schon immer eine Vorliebe für private Dienstleistungen, was ihre Gegnerschaft zur BBC zumindest teilweise erklärt. Im Unterschied zu heute gab es aber laut Hardy in den 1980er-Jahren immerhin noch eine konservative Strömung, die in der BBC eine identitätsstiftende Institution sah und deren Verbreitung von «britischen Werten» begrüsste. «Heute jedoch findet die BBC unter den Konservativen kaum noch Verbündete.»

Vielmehr ist es unter rechten Politikern und Journalisten seit Langem Tradition, der nominell unparteiischen BBC linke Schlagseite vorzuwerfen – etwa wenn es um Einwanderung, die EU oder den Klimawandel geht. Auch im Wahlkampf seien Labour-Politiker bevorzugt worden, klagte der heutige Wirtschaftsminister Sajid Javid.

Aber auch diese Vorhaltung entbehrt bei genauem Hinschauen faktischer Grundlagen: Vor zwei Jahren untersuchte eine Gruppe von Akademikern der Cardiff University den Inhalt der BBC-Berichterstattung in den Jahren 2007 und 2012, und zwar in Bezug auf die Bandbreite der Themen und die zitierten Quellen. Das Ergebnis:

Den Tories wurde mehr Sprechzeit eingeräumt als Labour, EU-kritische Stimmen waren dominanter als jene, die die Vorzüge der britischen EU-Mitgliedschaft hervorhoben, und bei Berichten zu Wirtschaftsthemen wurden Quellen aus der Geschäftswelt viel häufiger zitiert als in anderen Nachrichtensendern.

Allerdings gibt es auch berechtigte Kritik . In den vergangenen Jahren ereigneten sich einige Pannen, die den Ruf der Beeb schwer ramponierten. Am folgenreichsten war die Entscheidung von Managern der Rundfunkanstalt, 2011 eine Recherche über die sexuellen Übergriffe des kurz zuvor verstorbenen BBC-Entertainers Jimmy Savile nicht auszustrahlen.

Zu nah am Establishment

Ein Jahr später wurde auf den sozialen Medien des Senders fälschlicherweise der ehemalige Chef der Konservativen, Lord McAlpine, als Pädophiler identifiziert – der Skandal führte zum Rücktritt des Generaldirektors. Auch die hohen Löhne und Entschädigungen für leitende Manager und Moderatoren sorgten für Verstimmung bei den Zuschauern; der vor einigen Monaten entlassene Jeremy Clarkson etwa erhielt jährlich eine Million Pfund für seine Arbeit bei der Auto-Sendung «Top Gear».

Kritik kommt auch von links: Der Sender sei viel zu unterwürfig gegenüber der Regierung und folge deren Argumentation zu unkritisch – etwa in Bezug auf den Irakkrieg oder den Nahostkonflikt. Jonathan Hardy stimmt dieser Kritik zu: Die BBC sei eine Organisation, die dem Establishment nahestehe und deshalb auch die herrschende Sichtweise der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Elite wiedergebe: «Dagegen müssen wir uns wehren. Wir dürfen die Art und Weise, wie die BBC über den sogenannten Krieg gegen den Terror oder das schottische Unabhängigkeitsreferendum berichtet, nicht akzeptieren.»

Linke warnen, die notwendige Kritik an der BBC dürfe nicht auf deren Abschaffung hinauslaufen.

Aber er warnt, dass die notwendige Kritik an der Arbeitsweise der Rundfunkanstalt nicht auf deren Abschaffung hinauslaufen soll: «Die BBC muss demokratisiert werden, etwa in Bezug auf die Management-Struktur, aber gleichzeitig dürfen wir uns dem rechten Angriff auf die BBC nicht anschliessen.»

Ohne eine BBC, so Hardy, würde die Bevölkerung ihre Nachrichten mehrheitlich von privaten Sendern beziehen (Non-Profit-Medien seien derzeit zu klein und ressourcenarm, um genügend Leute zu erreichen), was zu einer Verarmung der Medienlandschaft führen würde: «Kommerzielle Sender sind unglaublich teuer und ihre Produktionen inhaltlich beschränkt. Weil sie von kommerziellen Interessen geleitet sind, bieten sie nicht die ganze Palette der Inhalte und Ausdrucksweisen, die ein Kommunikationssystem erfordert.»

tageswoche.ch/+kcdaj ×

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Woolley-Lüscher, Lilly Berta, von Moosleerau/AG, 31.12.1935–13.07.2015, Herrenweg 42, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Arlesheim

Fritschi, Hugo Johann, von Zwingen/BL, 04.02.1920–12.07.2015, Ermitagestr. 4, Stiftung Landruhe, Arlesheim, wurde bestattet.

Kern-Hummel, Alice, von Bremgarten bei Bern/BE, Basel/BS, 17.02.1928–08.07.2015, Amselweg 6, Arlesheim, Trauerfeier: Freitag, 24.07., 14.30 Uhr, ref. Kirche Arlesheim.

Schaulin-Kilchher, Frieda Hermine, von Arlesheim/BL, 13.09.1916–17.07.2015, (Pfeffingerstr. 10, Aesch, Alterszentrum Im Brüel), Arlesheim, wurde bestattet.

Basel

Abrecht-Casagrande, Erich, von Lengnau/BE, 27.03.1928–07.07.2015, Baumgartenweg 6, Basel, wurde bestattet.

Back, Marie Catherine, von Basel/BS, 10.09.1935–10.07.2015, Klybeckstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Barazza-Greiner, Gino, von Italien, 25.11.1929–11.07.2015, Murtengasse 2, Basel, wurde bestattet.

Baur, Anna Hedwig, von Eschenbach/SG, Zürich/ZH, 18.03.1924–08.07.2015, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Berger-Epper, Ida, von Basel/BS, 10.01.1924–06.07.2015, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Berset-Metzger, Robert Louis, von Villarsiviriaux/FR, 10.03.1922–04.07.2015, Ramsteinerstr. 6, Basel, wurde bestattet.

Best, Andreas, von Reinach/BL, 04.06.1969–06.07.2015, Rheinsprung 16, Basel, wurde bestattet.

Bisel, Sonja Frieda Augustina, von Hasle/LU, 07.11.1942–05.07.2015, Sternengasse 27, Basel, wurde bestattet.

Böhmer-Kellerhals, Marianne, von Basel/BS, 29.05.1924–08.07.2015, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Buch-Butcher, Ann Adelia, von Basel/BS, 12.10.1937–12.07.2015, Rennweg 17, Basel, wurde bestattet.

Bunch, Benjamin Davis, von Basel/BS, 17.07.1947–08.07.2015, Hauensteinstr. 120, Basel, wurde bestattet.

Diggelmann-Steiner, Max Eugen, von Basel/BS, 24.10.1925–07.07.2015, Peterskirchplatz 1, Basel, wurde bestattet.

Djavaher Kalam-Walz, Nelly Edith, von Basel, 05.02.1929–13.07.2015, Reichensteinerstr. 22, Basel, Trauerfeier: Montag, 27.07., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Ernst-Succio, René Max, von Basel/BS, 21.08.1941–29.06.2015, Im Sesselacker 39, Basel, wurde bestattet.

Fischer-Anderegg, Hans Rudolf Werner, von Basel/BS, 03.10.1937–09.07.2015, Malzgasse 14, Basel, wurde bestattet.

Frei-Müller, Alice, von Basel/BS, 17.06.1923–21.07.2015, Bäumlihofstr. 132, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Gehri, Albert, von Basel/BS, 06.09.1916–06.07.2015, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

Ghionda, Bernardo, von Italien, 29.07.1954–15.07.2015, St. Johanns-Vorstadt 46, Basel, Trauerfeier: Montag, 27.07., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Glauser, Peter, von Worb/BE, 02.07.1954–06.07.2015, Reinacherstr. 108, Basel, wurde bestattet.

Groppi-Tozzini, Liliana Maria Domenica, von Villargiroud/FR, 17.08.1922–07.07.2015, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Gugger-Ehret, Ernst, von Basel/BS, 20.11.1926–05.07.2015, Lehenmattstr. 221, Basel, wurde bestattet.

Hempele, Edith Elisabeth, von Schwendibach/BE, 30.04.1949–07.07.2015, St. Johanns-Ring 38, Basel, wurde bestattet.

Hoffman-Sudan, Phillip James, aus den Vereinigten Staaten von Amerika, 18.12.1928–16.07.2015, Unterer Heuberg 1, Basel, Trauerfeier: Freitag, 24.07., 11.00 Uhr, Peterskirche Basel.

Hottinger-Koschemjakina, Albert, von Basel/BS, 27.04.1955–04.07.2015, Farnsburgerstr. 3, Basel, wurde bestattet.

Huber-Goy, Cecilia Rosa, von Schwellbrunn/AR, 31.01.1926–20.07.2015, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Jenni-Meier, Elisabeth, von Diegten/BL, 04.12.1944–10.07.2015, Riehenstr. 238, Basel, wurde bestattet.

Kaiser-Gern, Elfriede, von Basel/BS, 27.12.1923–06.07.2015, Redingstr. 12, Basel, wurde bestattet.

Karli-Gasser, Martha, von Basel/BS, 10.06.1915–05.07.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Killi-Kleiber, Elisabeth, von Biel-Benken/BL, 25.02.1946–09.07.2015, Wiesendamm 22, Basel, wurde bestattet.

Kleeb-Keller, Hilde Ingeborg, von Roggliswil/LU, 18.03.1918–05.07.2015, Karl Jaspers-Allee 11, Basel, wurde bestattet.

Lohmann-Keimbacher, Frieda, von Österreich, 17.01.1941–11.07.2015, Neuweilerstr. 45, Basel, wurde bestattet.

Loiudice-Nuzzi, Giuseppe, von Italien, 29.03.1951–07.07.2015, Lothringerstr. 6, Basel, wurde bestattet.

Macina, Renato Michele, von Binningen/BL, 14.07.1944–07.07.2015, Amerbachstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Maurer-Schmid, Hans-Peter, von Basel/BS, 17.01.1940–07.07.2015, Beim Letziturm 11, Basel, wurde bestattet.

Mettler-Monnerat, Albert François Josue, von Schwyz/SZ, 11.12.1925–14.07.2015, Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Moser-Laux, Wilhelm, von Basel/BS, 14.01.1930–07.07.2015, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Müller, Erwin, von Basel/BS, 16.01.1943–29.06.2015, In den Klostermatten 10, Basel, wurde bestattet.

Nussberger, Peter Max, von Winterthur/ZH, 30.03.1954–19.07.2015, Solothurnerstr. 68, Basel, wurde bestattet.

Oppliger, Heidy, von Heimiswil/BE, 30.06.1955–18.07.2015, Mittlere Str. 31, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Pagliarulo-di Paola, Francesco, von Italien, 17.09.1949–19.07.2015, Salmenweg 5, Basel, wurde bestattet.

Pavlovic-Plakalovic, Radoje, von Basel/BS, 24.09.1968–16.07.2015, Bruderholzstr. 60, Basel, wurde bestattet.

Rasiah-Kägi, Sabine, von Zürich/ZH, Bauma/ZH, 08.02.1957–14.07.2015, Rheinsprung 16, Basel, wurde bestattet.

Rilling-Becker, Gretel, von Basel/BS, 21.04.1932–11.07.2015, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Roches-Hoffert, Elisabeth, von Basel/BS, 29.01.1925–07.07.2015, Birsigstr. 133, Basel, wurde bestattet.

Roldan-Munoz, Angeles, von Spanien, 19.06.1921–16.07.2015, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Schaad-Kündig, Hans, von Oberbipp/BE, 05.06.1928–29.06.2015, Hammerstr. 37, Basel, wurde bestattet.

Schaub-Müller, Elisabeth, von Basel/BS, 27.10.1924–01.07.2015, Hegenheimerstr. 45, Basel, wurde bestattet.

Schaub-Frey, Elsa, von Basel/BS, 23.11.1921–09.07.2015, Peter Ochs-Str. 30, Basel, wurde bestattet.

Schilliger-Schär, Lydia Frieda, von Trin/GR, 13.09.1933–13.07.2015, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Schneider-Lechthaler, Anna, von Basel/BS, 01.09.1931–05.07.2015, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

Seebacher-Bauer, Jochen, von Österreich, 19.06.1944–02.07.2015, Nadelberg 15, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Seifert-Reina, Johannes Ernst Günter, von Zofingen/AG, 06.09.1922–15.07.2015, Bernoullistr. 20, Basel, Trauerfeier: Montag, 27.07., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Steinger-Wider, Eduard, von Kottwil/LU, 04.04.1928–04.07.2015, Rheinfelderstr. 21, Basel, wurde bestattet.

Stoll-Müller, Heidi Rita, von Basel/BS, 28.06.1939–06.07.2015, Oberer Rheinweg 69, Basel, wurde bestattet.

Suter-Gebhardt, Lucie, von Basel, 22.11.1926–03.07.2015, Zürcherstr. 143, Basel, wurde bestattet.

Trachsler-Räbsamen, Anna, von Basel/BS, Pfäffikon/ZH, 04.01.1948–06.07.2015, Zürcherstr. 160, Basel, wurde bestattet.

Trefzer-Baumann, Werner Otto, von Basel/BS, Muttenz/BL, 26.05.1921–11.07.2015, Arlesheimerstr. 45, Basel, wurde bestattet.

Tschantré, Margrith Dora, von Rheinfelden/AG, 18.05.1918–13.07.2015, Sternengasse 27, Basel, wurde bestattet.

Unold-Gohl, Maria Berta, von Basel/BS, 01.03.1937–07.07.2015, Gellertstr. 72, Basel, wurde bestattet.

Vadi-Willi, Claudina Hedwig, von Basel/BS, 28.03.1925–20.07.2015, Schweizergasse 6, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Vogel-Moccelin, Giovanna, von Kölliken/AG, 30.09.1921–08.07.2015, Rudolfstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Vögtlin, Adolf René, von Brugg/AG, 17.11.1932–27.06.2015, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

Walter, Anna Margaretha, von Basel/BS, 15.08.1924–07.07.2015, Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Walther-Tschan, Hanna Margrith, von Basel/BS, 13.03.1919–10.07.2015, Neuensteinerstr. 9, Basel, wurde bestattet.

Wittmann-Rudnik, Melita Magdalena, von Basel/BS, 04.06.1935–05.07.2015, Lehenmattstr. 244, Basel, wurde bestattet.

Wüthrich, Lisa, von Trub/BE, 27.08.1936–09.07.2015, Habsburgerstr. 11, Basel, wurde bestattet.

Zehnder-Neher, Ruth Margrit, von Basel/BS, 16.06.1934–14.07.2015, Sperrstr. 100, Basel, wurde bestattet.

Zellweger-Stutz, Emil, von Thal/SG, 28.05.1926–03.07.2015, Laufenburgerstr. 10, Basel, wurde bestattet.

Bettingen

Neukomm, Erika, von Guntmadingen/SH, 16.03.1925–10.07.2015, Chrischonarain 135, Bettingen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert: tageswoche.ch/todesanzeigen

Kilchberg

Wirz, Margareta, von Wenslingen/BL, 03.02.1932–21.07.2015, Grossackerweg 75, Kilchberg, Trauergottesdienst: Dienstag, 04.08., 14.00 Uhr, Kirche Kilchberg, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Lausen

Niederhauser-Brun, Maria Ida, von Böcken/BL, 31.10.1920–12.07.2015, Neuweg 2, Lausen, wurde bestattet.

Münchenstein

Bienz-Schmitter, Kurt, von Brittnau/AG, Münchenstein/BL, 13.11.1925–10.07.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, Abdankung und Urnenbeisetzung: Freitag, 24.07., 14.00 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Blanc-Mignot, Florette Helene, von Münchenstein/BL, Basel/BS, Travers/NE, 03.02.1925–21.07.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, Abdankung: Freitag, 07.08., 15.00 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Graf-Böhler, Rita, von Rebstein/SG, 16.10.1935–05.07.2015, Bottmingerstr. 31, Münchenstein, wurde bestattet.

Salathe-Probst, Anna Barbara, von Münchenstein/BL, 19.03.1942–12.07.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, wurde bestattet.

Muttenz

Aebi-Rehmann, Ernest, von Muttenz/BL, Kirchberg/BE, 30.03.1932–13.07.2015, Tramstr. 83, APH zum Park, Muttenz, wurde bestattet.

Dreyer-Schweighauser, Anna, von Muttenz/BL, Trub/BE, 03.04.1933–08.07.2015, Tramstr. 83, APH zum Park, Muttenz, wurde bestattet.

Kurmann-Vollmer, Hans, von Muttenz/BL, Werthenstein/LU, 13.08.1930–10.07.2015, (Aufenthalt im APH Eibach, Gelterkinden), Urnenbeisetzung: Donnerstag, 30.07., 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz, anschliessend Trauerfeier in der ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Mesmer, Magdalena Anna, von Muttenz/BL, 09.03.1925–11.07.2015, Bahnhofstr. 11, Muttenz, wurde bestattet.

Nistico-Ancona, Nunzia, von Italien, 25.11.1924–08.07.2015, Tramstr. 83, APH zum Park, Muttenz, wurde bestattet.

Pratteln

Iberg-Kurth, Arthur, von Küttigen/AG, 27.09.1931–20.07.2015, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Lambrigger, Kamill (Camille), von Bellwald/VS, 08.08.1934–19.07.2015, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, Abdankung: Freitag, 24.07., 14.00 Uhr, kath. Kirche St. Anton, Muttenzerstrasse 15, Beisetzung 15.30 Uhr, Friedhof Blözen. Besammlung beim Eingang.

Schneider, Fritz, von Pratteln/BL, 04.03.1953–10.07.2015, Hof Leuengrund 13c, Pratteln, Trauerfeier und Beisetzung fanden im engsten Familienkreis statt.

Steiger, Franz Linard, von Bern/BE, Bleienbach/BE, 27.02.1941–17.07.2015, Liestalerstr. 13, Pratteln, Abdankung und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Böni, Urs, von Basel BS/Möhlin AG, 22.05.1944–04.07.2015, Tschäpperliring 18, Reinach, Trauerfeier: Freitag, 24.07., 10.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Gürtler-Schaedel, Irene, von Allschwil/BL, 19.08.1935–08.07.2015, Austr. 1, Reinach, wurde bestattet.

Heule-Gemperle, Klara, von Oberriet/SG, 14.12.1926–09.07.2015, Fontanaweg 8, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Mittwoch, 29.07., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Huschke-Schmidt, Gisela, von Deutschland, 04.12.1929–16.07.2015, Aumattstr. 79, Reinach, stille Beisetzung im engsten Familienkreis.

Schwer-Kastka, Herbert, von Reinach/BL, 08.03.1932–10.07.2015, Einschlagweg 12a, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Zeugin, Kurt, von Duggingen/BL, 10.04.1931–11.07.2015, Sonnenweg 1, Reinach, Stille Beisetzung im engsten Familienkreis, Friedhof Fichten, Reinach.

Riehen

Baumgartner, Hanna, von Riehen/BS, 30.09.1923–03.07.2015, Inzlingerstr. 230, Riehen, wurde bestattet.

Haid-Testorelli, Pasqualina Maria, von Luzern/LU, 13.10.1923–10.07.2015, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 29.07., 11.00 Uhr, Kapelle Gottesacker Riehen.

Heid-Stohler, Ida Bertha, von Riehen/BS, 08.06.1922–07.07.2015, Inzlingerstr. 50, Riehen, wurde bestattet.

Heutschi-Brunner, Urs, von Balsthal/SO, 25.10.1931–09.07.2015, Am Ausserberg 41, Riehen, wurde bestattet.

Koechlin, Dominique Samuel, von Basel/BS, 18.03.1959–12.07.2015, Wenkenstr. 39, Riehen, wurde bestattet.

Perkuhn-Fahrni, Wolfgang Werner, von Eriz/BE, 08.03.1939–11.07.2015, Inzlingerstr. 230, Riehen, wurde bestattet.

Rüetschi, Marcel Karl, von Basel/BS, 30.07.1966–12.07.2015, Im Niederholzboden 12, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 29.07., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Rothenfluh

Hönger, Otto Marcel, von Rothenfluh/BL, Roggwil/TG, 29.06.1929–12.07.2015, Grendelgasse 69, Rothenfluh, Trauerfeier: Montag, 27.07., 14.30 Uhr, Kirche Rothenfluh.

ANZEIGE

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero
Rheingasse 13
Schmaler Wurf
Rheingasse 10
SantaPasta
Rheingasse 47
SantaPasta
St. Johanns-Vorstadt 13
Mercedes Caffè
Schneidergasse 28
Jonny Parker
St. Johanns-Park 1
Café Frühling
Klybeckstrasse 69
Valentino's Place
Kandererstrasse 35
Restaurant Parterre
Klybeckstrasse 1b
KaBar
Kasernenareal
Volkshaus
Rebgasse 12–14
Buvette Kaserne
Unterer Rheinweg
Buvette Oetlinger
Unterer Rheinweg
Flora Buvette
Unterer Rheinweg
Okay Art Café
Schützenmattstrasse 11
Hallo
Centralbahnstrasse 14
Haltestelle
Gempenstrasse 5
5 Signori
Güterstrasse 183
Werk8
Dornacherstrasse 192
Unternehmen Mitte
Gerbergasse 30
kult.kino atelier
Theaterstrasse 7
Café-Bar Elisabethen
Elisabethenstrasse 14
Café Bar Rosenkranz
St.-Johanns-Ring 102
Theater-Restaurant
Elisabethenstrasse 16
tibits
Stänzlergasse 4
Campari Bar
Steinenberg 7
Ca'puccino
Falknerstrasse 24
Café del mundo
Güterstrasse 158
Café St. Johann
Elsässerstrasse 40
Gundeldinger-Casino Basel
Güterstrasse 211
Da Graziella AG
Feldbergstrasse 74
ONO deli cafe bar
Leonhardsgraben 2
Confiserie Beschle
Centralbahnstrasse 9
Pfifferling Deli Gmbh
Güterstrasse 138
Nooch
St. Jakobs-Strasse 397
Restaurant Chez Jeannot
Paul Sacher-Anlage 1
Caffè.tee.ria Paganini
Birmannsgasse 1
Van der Merwe Center
Gewerbestrasse 30, Allschwil
Jêle Café
Mühlhauserstrasse 129
Bio Bistro Bacio
St. Johanns-Vorstadt 70
Da Francesca
Mörsbergerstrasse 2
Pan e più
Grenzacherstrasse 97
Café Huguenin AG
Barfüsserplatz 6
LaDiva
Ahornstrasse 21
Restaurant Papiermühle
St. Alban-Tal 35
Bistro Kunstmuseum
St. Alban-Graben 16
Bistro Antikenmuseum
St. Alban-Graben 5
Café Spielzeug Welten Museum Basel
Steinenvorstadt 1
Bar Caffetteria Amici miei Azzarito & Co.
Allschwilerstrasse 99
Basel Backpack
Dornacherstrasse 192

Bahngeschichten

Reger Zugverkehr zwischen Delémont und Belfort, das war einmal. Heute endet die Fahrt an Frankreichs Grenze.

Durch den Jura ins charmante Dorf Delle

In Delle fliesst die Zeit so gemütlich wie der Dorfbach. FOTO: DANIEL HOLLIGER

von Daniel Holliger und Martin Stohler

Die Geschichte der Bahnstrecke Delémont–Belfort ist komplex. Die einzelnen Teilstrecken wurden in den 1860er- und 1870er-Jahren von verschiedenen Gesellschaften gebaut. Neben internationalen Personenzügen verkehrten in der Folge auch Güterzüge über Delle. Dies nicht zuletzt darum, weil die ältere Verbindung in die Schweiz via Strassburg nach dem Krieg von 1870/1871 durch deutsches Gebiet führte.

Im Laufe der Zeit verlor aber die Strecke Belfort–Delémont an Bedeutung. In den 1990er-Jahren wurden Teile gar stillgelegt. Und in den Jahren 1996 und 1997 wurden praktisch die gesamten Gleisanlagen des Bahnhofs Delle demontiert.

Letzteres ist dem Bahnhof Delémont nicht passiert. Trotzdem stranden wir auf unserer Fahrt nach Delle erst einmal im jurassischen Hauptort. Während der Zug von Moutier, in dem Daniel Holliger anreist, pünktlich eintrifft, verliert der Schnellzug Basel–Lausanne mit Martin Stohler an Bord während eines unplanmässigen Halts wertvolle Zeit.

Durch die grünen Jurawälder

Als Martin Stohler schliesslich in Delémont eintrifft, ist der Regionalexpress nach Delle bereits abgefahren. So heisst es eine Stunde auf die nächste Verbindung warten. Wir nutzen die Zwangspause, um in einem Restaurant an der Bahnhofstrasse einen Kaffee zu trinken und uns ein paar Überlegungen zum weiteren Verlauf des Tages zu machen.

Sollen wir auf der Rückfahrt einen Zwischenhalt in Courgenay einlegen? Immerhin steht dort das berühmteste Wirtshaus des Juras. Aber ist es am Montag geöffnet? Die freundliche junge Frau im Büro von Jura Tourisme im Bahnhofsgebäude macht uns diesbezüglich keine grossen Hoffnungen. Stattdessen empfiehlt sie einen Besuch in St-Ursanne.

Um 10.42 Uhr ist es so weit: Das Lied von der Petite Gilberte im Kopf, fahren wir los. Vorbei an Courgenay und Pruntrut, wo der Eishockey-Kultclub Ajoie zu Hause ist, gehts durch die grünen Jurawälder. Schön ist es hier, und wir könnten uns sehr gut vorstellen, einfach beim nächsten Bahnhof auszusteigen und dem Flüsschen Allaine entlangzuwandern.

Eine kleine Zeitreise

Nach rund 45 Minuten treffen wir an unserem eigentlichen Reiseziel ein. Kurz vor der Einfahrt weist uns eine Lautsprecherdurchsage darauf hin, dass der Grenzübertritt nur mit gültigen Reisedokumenten und ohne deklarationspflichtige Waren oder Devisen gestattet ist.

In Delle endet nicht nur unsere Fahrt, auch das Gleis hört hier abrupt auf. Ein Prellbock markiert den Endpunkt. Es gibt allerdings Pläne, dies zu ändern und wieder Schienen zwischen Delle und Belfort zu verlegen, womit der TGV-Bahnhof von

Belfort-Montbéliard auch mit der Bahn erreichbar würde.

Unser erster Eindruck beim Ausstieg in Delle: Hier ist nicht nur die Bahnhofsuhr stehengeblieben. Ein ausrangierter Perron ist von Gras überwachsen, die Schilder sind verblasst. Das kleine Bahnhofs-Café dagegen sieht ziemlich neu aus. Und nicht nur das. Es wirkt auch einladend.

Savoir vivre

Nach einem kurzen Fussmarsch sind wir im Zentrum von Delle. Der Ort macht einen aufgeräumten Eindruck und verfügt über einen schmucken kleinen Dorfplatz mit zwei Restaurants. Wir suchen uns einen Tisch mit Sonnenschirm aus und bestellen den Plat du jour.

Neben uns plätschert der Brunnen, am Nebentisch trinkt man ein schönes Glas Rotwein, und am Strassenrand setzt ein älterer Mann beim Rückwärtsfahren seinen Citroën an einen Strassenpfosten. Vom Ächzen des Blechs unbeeindruckt, legt er den ersten Gang ein und braust mit einer neuen Delle davon. La vie est belle! Wir sind in Frankreich.

Gestärkt von unserem einfachen, aber ausgezeichneten Mittagessen, sehen wir uns Delle noch etwas genauer an. Allzu gross ist der Ort nicht, doch er hat Charme. Enge Gässchen, ein Flüsschen, dazu ein paar bunte Hausfassaden – vielleicht ist an einem Montag hier alles noch etwas verschlafener als während der anderen Tage. Zum Schluss genehmigen wir uns am Bahnhof noch eine kühle Glace.

Viele Möglichkeiten ab Delle

Auf der Heimfahrt sind wir uns einig: Unser kleiner Abstecher ins Unbekannte hat sich ganz und gar gelohnt. Wir sind entspannt und voller Eindrücke. «Endstation Delle» ist ein Ausflug, den wir auf jeden Fall empfehlen können, zumal sich damit auch noch ein Besuch von Pruntrut, St-Ursanne oder Delémont verbinden lässt.

tageswoche.ch/+iymbh ×

Bildstrecken und Videos zu den Bahngeschichten von Daniel Holliger und Martin Stohler finden Sie jeweils in der Online-Version der Reiseberichte.

Diese Reise kennen Sie schon?

Weitere Ausflüge mit dem Zug erscheinen in der nächsten Ausgabe. Wer nicht so lange warten mag:

- **Knotenpunkt Olten – Zwischenhalt am Fuss des Hauensteins**
  tageswoche.ch/+r0myw
- **Moutier–Solothurn – Mit dem Sessellift auf den Weissenstein**
  tageswoche.ch/+aveiq

Wer selbst bei so einer Fahrt nur ins Handy starrt, ist selber schuld. FOTO: MARTIN STOHLER

Bahngeschichten

Seit 120 Jahren verkehrt das «Chanderli» zwischen Haltingen und Kandern.

Mit Dampf durchs Kandertal

von Martin Stohler

Sechs moderne Bahnminuten von Basel kommen Eisenbahnromantiker an Sommersonntagen voll auf ihre Kosten. Dann dampft, zischt und rattert das «Chanderli» durchs südbadische Kandertal und lässt Erinnerungen an frühere Zeiten wiederaufleben.

In Haltingen wartet die Tenderlokomotive 378.78 auf uns, Baujahr 1927. Die österreichische Lok war für verschiedene Bahnen im Einsatz, bis sie 1979 zur Museumsbahn wurde, zunächst in Kärnten, ab 1999 dann im Kandertal. Der liebevoll restaurierte Wagen, in den wir uns setzen, hat noch mehr Jahre auf dem Buckel als die Lok. 1894 wurde er für die damals eröffnete Kaiserstuhlbahn gebaut, die von Riegel nach Breisach fuhr. Der Wagen besitzt je ein Raucher- und ein Nichtraucher-Abteil 3. Klasse mit Holzlattenbänken und insgesamt 40 Sitzplätzen. Zu seiner Ausstattung gehören geknüpfte Vorhänge und aufwendig gestaltete Aschenbecher.

Der Lokomotivführer lässt zwei, drei Mal die Dampfpfeife ertönen, und der Zug setzt sich in Bewegung. Aus dem Schornstein steigt Rauch, doch der Qualm hält sich in Grenzen. Jedenfalls muss man die Fenster nicht schliessen und kann den Kopf in den Fahrwind halten.

Das Kandertal musste lange für seine Dampfbahn kämpfen. Während auf der Linie Mannheim–Basel bereits ab 1855 Lokomotiven dampften, wurde die Kandertalbahn erst im Mai 1895 in Betrieb genommen und erhielt damit den gewünschten Anschluss ans deutsche Bahnnetz.

Kandern war damals ein wirtschaftlich aufblühendes Städtchen und besass bedeutende Industriezweige wie Eisenhütten, Tonfabriken, Gerbereien und andere Gewerbebetriebe. Diese nutzten in der Folge das neue Transportmittel intensiv.

Bereichernde Attraktion

Ihre besten Zeiten hatte die Bahn in den Jahren von 1895 bis 1915 und nochmals von 1923 bis 1929. In diesen Jahren, schreibt Michael Kopfmann in seiner «Geschichte der Kandertalbahn», «konnten beträchtliche Gewinne eingefahren werden. Auch den Zweiten Weltkrieg überstand die Kandertalbahn ohne grösseren Sachschaden. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es langsam, aber sicher bergab.»

1983 wurde nach einem Hochwasserschaden der Personenverkehr eingestellt. 1985 ereilte den Güterverkehr das gleiche Schicksal. 1986 begann im Kandertal dann ein neues Kapitel der Bahngeschichte. Seither fahren wieder Dampfzüge durchs Tal.

Ohne die Bahn-Enthusiasten wären die Geleise wohl schon lange abgebaut. Das wäre schade, denn dann wäre das beschauliche Tal um eine Attraktion ärmer.

tageswoche.ch/+mmnrp ×

Christoph Baumgartner hängte seinen Moderationsjob beim SRF an den Nagel und startete eine Musikerkarriere. FOTO: REMO BUESS

Stimmen-Festival

Den Schlussabend des Stimmen-Festivals läutet ein Basler Singer-Songwriter ein. Baum alias Christoph Baumgartner nimmt für die Musik einen Knochenjob in Kauf.

Lieber ein zufriedener als ein reicher Papi

von Marc Krebs

Christoph Baumgartner erscheint völlig durchnässt zu unserem Treffen am Rhein. Er musste sich rasch abkühlen. In diesem heissen Sommer sei er um jeden Grund froh, seine Wohnung im St. Johann verlassen zu können, sagt er. Dachwohnung, wir verstehen ihn. Zumal er dort auch arbeitet.

Jeden Morgen geht sein Wecker um 6.45 Uhr. Um 7.30 Uhr beginnt Baum, so sein abgekürzter Künstlername, mit der Arbeit. Seit Jahren lebt er von dem, was ihm die Musik einbringt. 90 Prozent eines Tages geht für Organisation und Administration drauf, sagt er, für die restlichen zehn Prozent brennt er: Musikmachen, seine Songs ans Publikum tragen. Es ist kein leichtes Überleben, doch Baum orientiert sich gerne an seinem Grossvater, einem Kleinbasler Büezer, der ihn lehrte, was hart arbeiten und Verzicht auf Luxus heisst.

Dabei hätte er es sich gemütlich einrichten können. 13 Jahre lang stand er hauptberuflich im Dienst von DRS 3 und «Schweiz aktuell». Die eigene Musik spielte eine untergeordnete Rolle, auch wenn er bei Outland Teil einer Band war, über die man in den 90er-Jahren redete. Die Arbeit beim Schweizer Fernsehen zog ihn nach Zürich. Aus der Distanz verfolgte er, wie sich die Bandszene wandelte, wie der Konzertraum im Atlantis für Housefans umgenutzt wurde.

Bei aller Popularität, die ihm seine Arbeit vor der Kamera einbrachte: Sie erfüllte ihn auf Dauer nicht. Seine siebenjährige Tochter spürte das 2002 und fragte ihn, ob er glücklich sei. War er nicht. «Ich habe lieber einen zufriedenen als einen reichen Papi», sagte sie ihm.

Die Klarheit seiner Tochter überzeugte ihn. Tags darauf reichte er am Leutschenbach die Kündigung ein, um sich ganz der Musik zu widmen. Das haben viele nicht verstanden, «einmal Moderadiesli, immer Moderadiesli», sagt Baum.

Hat ihm das Netzwerk von Kollegen bei Radio und Fernsehen wenigstens zu Airplays verholfen? Immerhin kam er schon zu Talkauftritten bei «Glanz & Gloria» oder «Aeschbacher». Nicht schlecht für einen Singer-Songwriter. «Aber es schlossen sich auch einige Türen hinter mir, ja, mitunter war es sogar hinderlich», sagt Baum offen. Denn bei manchen SRF-Angestellten gilt Ausstieg als Verrat.

«Es gab eine Zeit, da kannte ich jedes Budgetprodukt im Einkaufsladen.»

Musiker statt Moderator also. Freischaffend, ohne 13. Monatslohn, ohne Sicherheitsnetz. Konsequente Aufgabe aufgrund der grossen Hingabe. Baum kehrte nach Basel zurück und suchte gleichzeitig das Weite: Seine Agentur vertrat damals auch Van Morrison, und er konnte eine grosse Tournee im Vorprogramm bestreiten. Ohne Gage, mit 5-Sterne-Hotel. Den Launen des Hauptacts und dessen Fans ausgesetzt, lernte er, wie man ein fremdes Publikum für sich gewinnt. Zwar behandelte ihn der knorrige Van Morrison nicht immer freundlich, doch ein Jahr später bat er ihn erneut ins Vorprogramm.

Danach tourte er alleine durch Irland, schlug sich durch, von Pub zu Club, «weil ich wusste, dass ich dort etwas lernen kann», so Baum. «Die Iren sind grossartige Geschichtenerzähler, müssen es sein, um das Publikum zu gewinnen, in einem Land wo es unzählige Sänger gibt.»

Bei der zweiten Tournee bekam er das Essen vor dem Konzert zum halben Preis, beim dritten Irland-Trip wurde er eingeladen. So lernte er eine Demut, die manchen Musikern in der Schweiz guttun würde, die im Vergleich zu Kollegen im Ausland oft an «First World Problems» leiden, wie Baum aus Erfahrung weiss.

Endlich mal Ferien

Geld verdiente er mit den CD-Verkäufen, die Gagen deckten nur die Spesen, die Schweizer Miete war davon nicht zu bezahlen. 2011 mündete sein Zahlungsrückstand zu Hause im Titel seines Albums «Music for my Landlord». Er widmete die CD seinem Vermieter, der nachsichtig war, denn am Ende der 150 Konzerte, die er im gleichen Jahr gab, blieben noch immer Schulden. Auf das Vertrauen seines Vermieters ist er bis heute angewiesen – und schätzt es ungemein. Noch immer zahlt er Schulden ab. «Aber es geht mir besser», sagt er. So befreiend sein Ausstieg aus dem klassischen Berufsalltag war, so schmerzhaft waren manche Jahre. «Es gab eine Zeit, da kannte ich jedes Budgetprodukt im Einkaufsladen – aus der Not heraus», sagt er. In diesem Jahr hat er sich immerhin erstmals seit 14 Jahren Urlaub geleistet. Seine Freundin wünschte sich mal eine Reise, die nicht mit Konzerten zusammenhing, sondern einfach mal Ferien. Indonesien. Hat gut getan, sagt er.

Dank Werbespot im Radio

Und was machen seine Kinder? Sie wandeln auf seinen Spuren, die Tochter ist mittlerweile erwachsen und arbeitet bei Radio Basilisk, der Sohn ist ein talentierter Musiker und strebt einen Abschluss am Genfer Konservatorium an. Je älter sie werden, umso mehr könnte der Vater ans Auswandern denken. «Stimmt», sagt er, «aber es müsste mit einer Aufgabe zusammenhängen. Und wenn, dann am liebsten nach New York. Die Stadt fühlt sich wie eine Heimat an für mich, wie ein Basel im Grossen.»

Durch Plattenaufnahmen hat er schon einige Monate im Big Apple verbracht, Kontakte geknüpft und auch das eine oder andere Türchen geöffnet. Was zum Beispiel dazu geführt hat, dass er mit erstklassigen Studiomusikern Aufnahmen machte – und gar Songs im US-Fernsehen platzieren konnte. Auch in der Schweiz zahlt sich Baums Beharrlichkeit, seine Fokussierung zunehmend aus. So klopfte im letzten Jahr Möbel Pfister an, verwendete «Home One Day» für einen Werbespot, was finanziell durchaus was brachte und zur Folge hatte, dass das Lied seit einem Jahr auch auf den Schweizer Radiostationen zu hören ist.

Zum Erfolg trägt auch ein professionelleres Umfeld bei. Während andere Musiker keinen Sinn mehr in den klassischen Plattenfirmen sehen, arbeitet Baum mit Warner Music zusammen und weiss nur Positives zu berichten: «Ich verfüge nicht über dieselben Medienkontakte», sagt er. Und offenbart, dass er jetzt aus Deutschland das Signal erhalten habe, ein ganzes Album aufzunehmen. «Die wissen, dass ich keine Hitmaschine bin und glauben in längerfristigen Perspektiven an meine Musik. Das ist das, was ich gesucht habe.»

Mit Festivalauftritten hält sich Baum mit seiner Band im Gespräch, aber die Knochenarbeit ist damit auch in diesem Jahr absehbar: Denn noch sind die Songs für das neue Album nicht geschrieben. So bleibt ihm die Hoffnung, dass der Sommer nicht weiterhin so heiss ist wie im Juli. Denn bis Ende Jahr gilt es, seinem Motto «Penpapercoffee» – wie er seine letztjährige EP treffend betitelt hat – treu zu bleiben. Aufstehen, nachdenken, Texte schreiben, Geschichten erzählen. Dazwischen Kaffee trinken und Gitarre spielen. Es gilt, bis Ende Jahr ein neues Album zu vollenden. Hitzetage müssten da nicht sein, denn mit der Arbeit ist bei Baum schon genug Feuer unter dem Dach.

tageswoche.ch/+b49y7 ×

Stimmen-Festival: Baum und The Hooters, Rosenfelspark Lörrach, Sonntag, 26. Juli, 20 Uhr.

Zirkus

Compagnie Trottvoir

Zehn junge Artisten tuckern mit ihrem Zirkuswagen quer durch die Schweiz und spielen in Fussgängerzonen ein Zirkusprogramm für die offene Strasse. Jetzt macht die Compagnie Trottvoir halt in Basel, mit «Sofort savoir vivre», einem Stück für Gross und Klein über das «Alles-Wollen» und «Nicht-Warten-Können». Eine eigenwillige Mischung aus Zirkus, Theater und Musik, mit viel Witz und Charme und ganz ohne Eintrittspreis. ×

«Sofort savoir vivre», 22. und 24. Juli, jeweils um 16 und 20 Uhr und 25. Juli um 20 Uhr, Petersplatz.
·www.trottvoir.ch

Film

Kino auf dem Silo

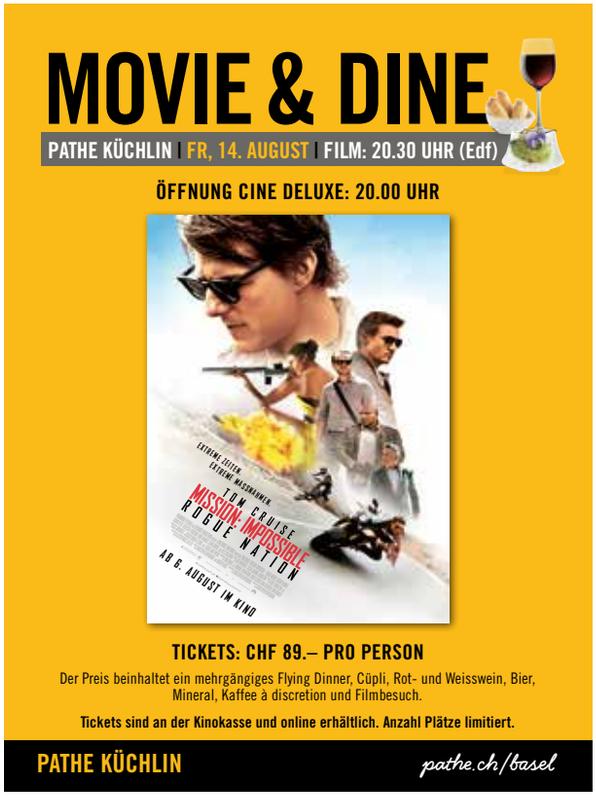
Auf dem Silo im alten Hafen gibts auch in diesem Jahr wieder Openair-Kino mit der besten Aussicht Basels. Die Filme beginnen nach Anbruch der Dunkelheit. Vorher kann auf der kleinen Barterrasse vorgeglüht werden. Die Filmauswahl ist weit weg vom Mainstream und stets sehenswert – am Freitag, 24. Juli, läuft beispielsweise «Die 120 Jahre von Bottrop», Christoph Schlingensiefs cineastischer Schelmenstreich und «letzter neuer deutscher Film». Es sollte im Voraus reserviert werden. Die Telefonleitungen sind am jeweiligen Kinotag zwischen 17 und 18.30 Uhr offen. ×

Silo-Open-Air
28. Juli–30. Juli, Aussichtsterrasse des Bernoulli-Silos, Hafenstrasse 7.
·www.neueskinobasel.ch

Kinoprogramm

Basel und Region
17. bis 23. Juli

ANZEIGEN



BASEL — CAPITOL
Steinenvorstadt 36 — kitag.com

- **ANT-MAN** [10/8 J]
  14.00/17.00/20.00 E/d/f
- **MINIONS** [6/4 J]
  14.00/17.00 D
- **TERMINATOR: GENISYS** [12/10 J]
  20.00 E/d/f

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 — kultkino.ch

- **KULT.KINO ATELIER 1 UND 2 BIS ENDE AUGUST WEGEN UMBAUS GESCHLOSSEN**
- **AMY** [10/8 J]
  17.00/21.00 E/d
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
  17.15/19.30/21.15 Ov/d/f
- **WHILE WE'RE YOUNG** [8/6 J]
  19.00–SO: 15.00 E/d
- **SONG FROM THE FOREST** [0/0 J]
  SO: 15.15 Ov/d

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 — kultkino.ch

- **LA RITOURNELLE** [10/8 J]
  14.45/19.00 F/d
- **GIOVANNI SEGANTINI – MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
  15.00/18.45 D
- **MEN & CHICKEN** [14/12 J]
  16.40 Dän/d/f
- **L'HOMME QU'ON AIMAIT TROP** [16/14 J]
  16.50/21.00 F/d
- **STAR** [16/14 J]
  20.30–SO: 12.30 Russ/d/f
- **UMRIKA** [12/10 J]
  SO: 12.45 Ov/d

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 — neueskinobasel.ch

- **SILO-OPEN-AIR: 15.07.2015 – 14.08.2015**

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 — pathe.ch

- **JURASSIC WORLD – 3D** [12/10 J]
  12.45/15.20 FR/SA/MO/MI: 20.40
  FR/SA: 23.20–SA/SO: 10.15
  SO/DI: 18.00 D FR/SA/MO/MI: 18.00–SO: 20.40 E/d/f
- **TERMINATOR: GENISYS – 3D** [12/10 J]
  12.45/15.20–FR/SO/DI: 18.00
  FR: 23.20–SA/SO: 10.00
  SA/MO/MI: 20.40 D
  FR/SO/DI: 20.40 SA/MO/MI: 18.00–SA: 23.20 E/d/f
- **ANT-MAN – 3D** [10/8 J]
  15.30/20.30–FR/SO/DI: 13.00
  FR/SA: 23.00–SA/SO: 10.30
  SA/MO/MI: 18.00 D
  15.45/20.45–SA/SO: 11.00 E/d/f
- **ANT-MAN** [10/8 J]
  FR/SO/DI: 18.00 SA/MO/MI: 13.00 D
- **MAGIC MIKE XXL** [14/12 J]
  13.00/15.30/18.00/20.30
  FR/SA: 23.00–SA/SO: 10.30 D
  FR-MO/MI: 18.00/20.30
  FR/SA: 23.00–DI: 20.40 E/d/f
- **UNFRIENDED – UNKNOWN USER** [16/14 J]
  13.00/17.30/19.30/21.30
  FR/SA: 23.30 D
- **DUFF – HAST DU KEINE, BIST DU EINE!** [12/10 J]
  13.30 D
- **MINIONS** [6/4 J]
  FR-MO/MI: 14.00/16.00
  SA/SO: 11.50–DI: 13.30/15.30 D
- **WHILE WE'RE YOUNG** [8/6 J]
  FR/SO/DI: 14.00–SA: 11.50
  SA/MO/MI: 18.30 D FR/SO/DI: 18.30
  SA/MO/MI: 14.00–SO: 11.50 E/d/f
- **AM GRÜNEN RAND DER WELT** [8/6 J]
  15.00–SA/SO: 10.30 E/d/f
- **MR. HOLMES** [12/10 J]
  16.15/20.30 E/d/f
- **TED 2** [16/14 J]
  18.15–FR/SA: 23.15 D
- **SPY – SUSAN COOPER UNDERCOVER** [14/12 J]
  FR/SA: 22.45 D
- **ESPORTS: ALL WORK ALL PLAY** [16/14 J]
  DI: 20.00 E/d/f

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 — pathe.ch

- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
  14.15/16.15–FR/SO/DI: 18.15
  SA/MO/MI: 20.15–SA: 22.15 D
  FR/SO/DI: 20.15–FR: 22.15
  SA/MO/MI: 18.15 E/d/f

REX
Steinenvorstadt 29 — kitag.com

- **MINIONS** [6/4 J]
  14.30/17.30/20.30 E/d/f
- **MAGIC MIKE XXL** [14/12 J]
  15.00/18.00/21.00 E/d/f

STADTKINO
Klostergasse 5 — stadtkinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 26. AUGUST 2015**

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 — kitag.com

- **AMY – THE GIRL BEHIND THE NAME** [10/8 J]
  17.15/20.15 E/d

FRICK — MONTI
Kaistenbergstr. 5 — fricks-monti.ch

- **KARTOFFELSALAT – NICHT FRAGEN** [12/10 J]
  FR/SA: 19.30–SA: 17.00 D
- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
  SA: 15.00 D
- **SOMMERPAUSE BIS 18. AUGUST 2015**

LIESTAL — ORIS
Kanonengasse 15 — oris-liestal.ch

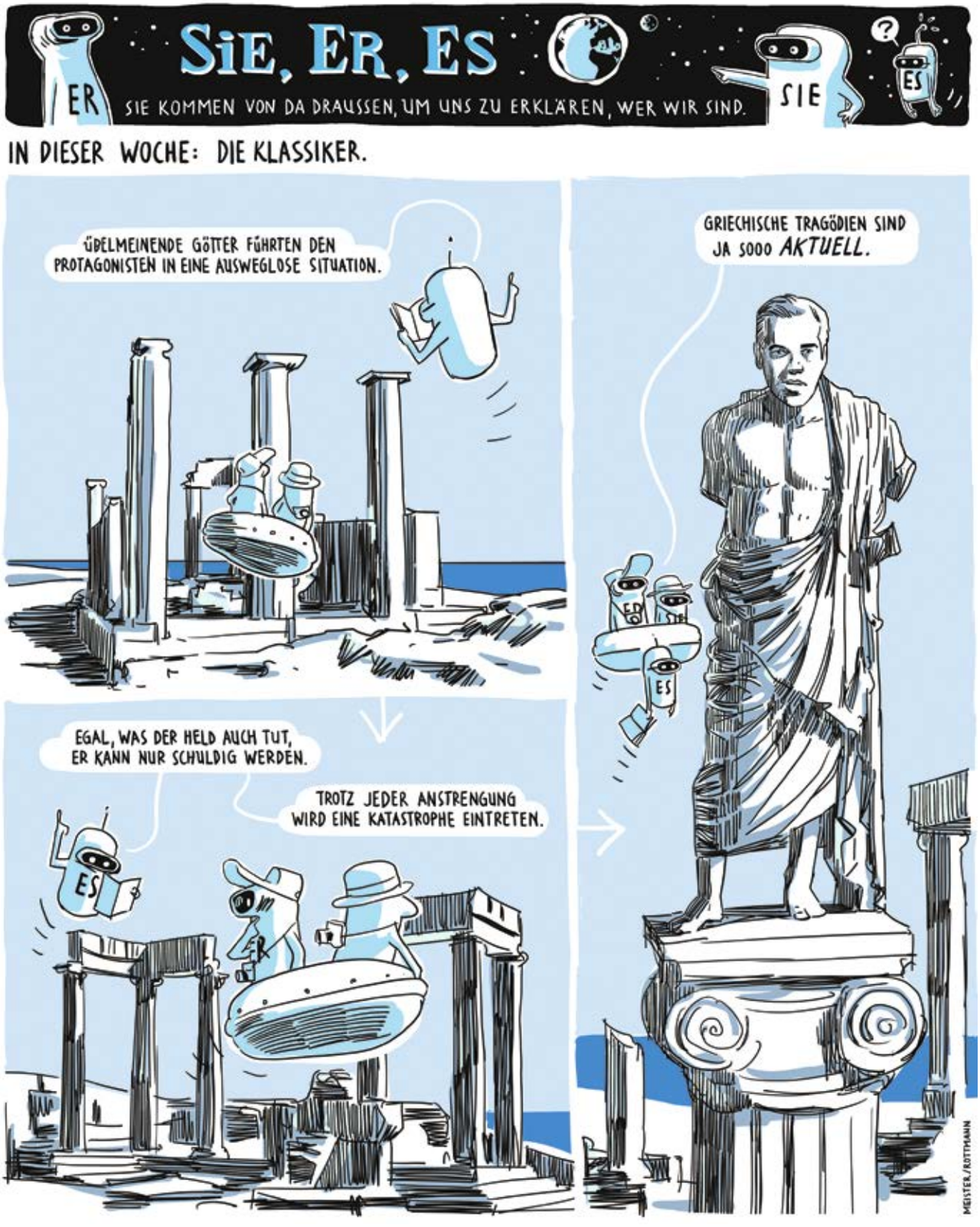
- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
  13.30 (NUR WENN KEIN BADI WETTER)–FR-SO: 18.00 D
- **MINIONS** [6/4 J]
  15.45 (FR/MO-MI NUR WENN KEIN BADI WETTER)–MO-MI: 18.00 D
- **MAGIC MIKE XXL** [14/12 J]
  20.15 D

SPUTNIK
Poststr. 2 — palazzo.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 12. AUGUST 2015**

SISSACH — PALACE
Felsenstrasse 3a — palacesissach.ch

- **WEGEN DACHSANIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN**



Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 30;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-beglaubigt, weitere Infos: tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint täglich online und jeweils am Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion/ Geschäftsleitung
Remo Leupin (ad interim)
Digitalstratege
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić (Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden (Leiter Produktion),
Renato Beck,
Antonia Brand (Praktikantin),
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,
Karen N. Gerig, Jonas Grieder (Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistenz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij,
Hana Spada,
Tel. 061 561 61 50
Unterstützen Sie unsere Arbeit mit einem Jahresbeitrag
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

Anthony Quinns Zorbas ist ein Schelm, der die Welt als absurdes Theater begreift.

Kultwerk #190

Zorbas wurde zum Inbegriff des Griechen. Doch hinter der Filmfigur steckt ein Geist, der von Freiheit jenseits der Utopie träumt.

Zorbas der Paradegrieche

von Andreas Schneitter

Man redet viel von Griechenland dieser Tage – und auch vom Euro, von volkswirtschaftlicher Verantwortung und davon, ob Sparen oder Konsumieren die Menschen oder zumindest die Wirtschaftsminister glücklicher macht. Aber man redet, besonders bei unseren nördlichen Nachbarn, auch viel von den Griechen selbst. Wie ihr Staat derart marode werden konnte, und was die griechische Seele selbst dazu beigetragen hat.

Keiner hat uns Alpennordländern mehr über die Griechen erzählt als Alexis Zorbas. Dies Figur ist listenreich wie Odysseus, aber eben auch der wandelnde warmherzige Irrsinn, bei dem kaum etwas funktioniert, was er anfasst, wie etwa die Seilbahn für den Transport von Baumstämmen. «A man needs a little madness to cut the rope and be free», sagt Zorbas seinem steifen Gegenüber aus England danach, als der mit der Seilbahn auch sein Vermögen zusammenfallen sieht. Verrückt, aber freigeistig. Zumindest bis die Troika mit dem nächsten Sparprogramm anrückt.

«Zorbas the Greek», der Welterfolg von 1964 mit einem überwältigenden Anthony Quinn, hat diese Ouzo schlürfenden, Hammelfleisch kauenden Griechen, die laut und fröhlich am Meer ihre Tänze tanzen, unabwendbar in unseren Stereotypenkatalog gepresst. Jede zweite griechische Taverne in unseren Breitengraden hat sich nach diesem Strandtänzer getauft, der, da Grieche, auch irgendwie Philosoph ist; kein Werbespot über die blauen Dächer von Santorini, zu dem nicht im Hintergrund eine von Theodorakis' Melodien klimpert (siehe Box).

Quinn hat aus Zorbas einen mythischen Schelm geformt, der die Welt als grosses absurdes Theater begriffen hat und sich wie Zeus auf seinem Gipfel ob ihr und all den närrischen Menschen, die versuchen, etwas Konstruktives aus ihr zu formen, köstlich amüsiert. Der Zorbas aber, den Nikos Kazantzakis in seinem gleichnamigen Roman, der dem Film zugrunde liegt, beschrieben hat, ist ein komplexerer Geist. Kazantzakis stellt dem jungen, intellektuellen Engländer seinen Zorbas als «Instinktmenschen» gegenüber, eine dionysische Figur jenseits der normativen Strukturen von Moral und Ethik, der seinem Schützling den berühmten Rat, «das Leben zu lieben und den Tod nicht zu fürchten» gibt.

Existenzialistisches Freiheitsideal

Aber Zorbas' Einsicht in das menschliche Wesen reicht noch tiefer, er kennt die lauernde Tendenz des Menschen, sich selbst Wolf zu sein, was Buch wie Film erschütternd am Schicksal der attraktiven Dorfwitwe veranschaulichen, die einem archaisch-barbarischen Ehrbegriff der männlichen Dorfbewohner und schliesslich dem Lynchmord zum Opfer fällt.

Kazantzakis hat seinen Zorbas nicht erfunden, er ist ihm tatsächlich als junger Mann begegnet, als der noch griechischer Mönch war, und hat später mit ihm in Bergwerken geschuftet. Geschmückt hat er ihn jedoch mit jenem existenzialistischen Freiheitsideal, das keine Utopie von den Menschen erwartet, weder im sozialen noch im moralischen Raum, und sich darum ohne Verzweiflung ins irre Welttheater schickt. «Ich hoffe nichts. Ich fürchte nichts. Ich bin frei», steht auf Kazantzakis' Grabstein in Heraklion.

tageswoche.ch/+8a0dy ×

Musik des Widerstands

«Zorba's Dance», eine Variation aus mehreren kretischen Volksliedern, stieg infolge des Filmerfolgs weltweit in die Charts und ist bis heute Mikis Theodorakis' bekannteste Komposition. Theodorakis hat auch über «Zorbas» hinaus Filmmusik für Hollywood geschrieben. In Griechenland bekannt sind vor allem seine Lieder, die ins Volksgut eingegangen sind, seine Neuinterpretationen antiken Opernstoffs – und sein politisches Engagement: Während des Bürgerkriegs erlebte er als Kommunist brutalste Folter am eigenen Leib, während der Militärdiktatur wurde seine Musik verboten. Theodorakis gilt bis heute als Symbolfigur des politischen Widerstands. Am 29. Juli feiert er seinen 90. Geburtstag.

Wochenendlich in Görlitz

Die deutsch-polnische Grenzstadt Görlitz kann sich wahrlich sehen lassen. Aber selbst die Ohren werden hier verwöhnt.

Görlitz sehen und hören

Anschauen

Das Schlesische Museum zu Görlitz zeigt noch bis 31. Oktober 2015 die Sonderausstellung «Kunst zur Kriegszeit 1914–1918». Di–So, 10–17 Uhr.

Anhören

Den «Orgelpunkt» mit der Sonnenorgel in der Kirche St. Peter und Paul von November bis März. So und Do und von April bis Oktober So, Di und Do jeweils um 12 Uhr.

Anbeissen

Ein Stück Mohnkuchen.

Abliegen

Am Rande der Altstadt hinter dem Bahnhof im Gründerzeithotel Silesia. Das Haus ist gut gelegen, hat Caché, allerdings auch nicht hundert Prozent schalldichte Fensterscheiben.

von Martin Stohler

Von Basel nach Görlitz reist man gut acht, neun Stunden. Wenn Sie also bloss in der Stadt an der Neisse übernachten und die restliche Zeit in der Bahn verbringen wollen, dann ist das an einem Wochenende machbar. Wer allerdings etwas von Görlitz sehen will – und zu sehen gibt es da viel –, tut gut daran, das Wochenende um zwei, drei Tage zu verlängern.

Beginnen wir mit den Häusern. Mehr als 4000 Gebäude stehen unter Heimatschutz. Die meisten von ihnen sind nach 1989 unter grossen Kosten und mit sehr viel Liebe zum Detail restauriert worden. Die Altstadt ist denn auch auf dem besten Weg, ein grosses Freilichtmuseum zu werden, mag auch das eine oder andere Gebäude hier und dort darauf warten, dass der alte Glanz zurückkommt.

Verschwörung der Tuchmacher

Im Mittelalter war Görlitz eine reiche Stadt. Sie lag an wichtigen Handelsrouten und die Ratsherren wussten, wie sie die durchreisenden Kaufleute zu schröpfen hatten. Die Obrigkeit war zu jener Zeit ein exklusiver Club – sehr zum Missfallen der Görlitzer Tuchmacher.

Diese planten 1527 zum dritten Mal einen Aufstand, um die Beteiligung am Stadtregiment zu erringen. Ihr Vorhaben wurde allerdings vorzeitig entdeckt. Neun Verschwörer wurden als Verräter hingerichtet, 19 gefoltert und 25 geächtet. Die Mauer, durch deren Tor die Verschwörer zu ihren geheimen Treffen im Haus an der Langenstrasse 12 geschlüpft waren, trägt seither die Inschrift D. V. R. T. (Der verräterischen Rotte Tür) 1527.

Einen neuen Schub erhielt Görlitz Mitte des 19. Jahrhunderts, als es ans Eisenbahnnetz angeschlossen wurde. In der «Gründerzeit», den ersten Jahrzehnten des Deutschen Kaiserreichs von 1871, entstanden viele der imposanten Bauten, die nach wie vor das Stadtbild prägen.

1945 erfolgte ein tiefer Einschnitt ins Leben und die Geschichte von Görlitz, als die Neisse zur Grenze zwischen Deutschland und Polen wurde und damit ein Teil der Vorstadt auf polnisches Gebiet zu liegen kam. Heute ist der Grenzverkehr völlig unproblematisch, man geht einfach über die Brücke und ist im andern Land.

Von Hollywood längst entdeckt

Dass es in Görlitz einiges zu sehen beziehungsweise ins Bild zu rücken gibt, hat sich auch in der Filmbranche herumgesprochen. Jackie Chan, Quentin Tarantino und George Clooney haben hier gedreht, und Wes Anderson hat in einem alten Görlitzer Warenhaus das Interieur des «Grand Budapest Hotel» entstehen lassen.

Aber nicht nur die Augen, sondern auch die Ohren kommen in Görlitz auf ihre Kosten, etwa in der St.-Peter-und-Paul-Kirche, wenn die Sonnenorgel erklingt, ein Wunderwerk aus 6000 Orgelpfeifen. Schon nur ihretwegen sollte man länger als eine Nacht in der Stadt an der Neisse bleiben.

tageswoche.ch/+uxj81 ×

Görlitz ist auf dem bestem Weg, ein grosses Freilichtmuseum zu werden. FOTO: M. STOHLER

Irgendwie beruhigend: Selbst Weltraumforscher haben nicht immer nur Knallerideen. FOTO: NILS FISCH

Zeitmaschine

Die Sonde «New Horizon» hat mit ihren Pluto-Bildern eben erst Weltraumgeschichte geschrieben. Das war nett. Doch die Menschheit hatte auch schon originellere Pläne mit dem All.

Die besten gescheiterten Weltraummissionen

von Antonia Brand

Keine Frage, das Weltall fasziniert. Und so kennen auch die meisten die Meilensteine der Raumfahrt: Sputnik, der erste Satellit der Welt, der erste Kosmonaut Yuri Gagarin oder die Mondlandung am 19. Juli 1969. Doch manche Pläne und Missionen gingen auch in die Hose. Wir haben die spektakulärsten drei herausgesucht:

1 Es war Kalter Krieg und die USA kämpften gerade mit den Russen um die Vorherrschaft in der Raumfahrt. Die Russen hatten vorgelegt mit dem erfolgreichen Flug des Satelliten Sputnik. Um der roten Bedrohung aus dem Osten zu zeigen, wozu Uncle Sam fähig ist, entwickelte das US-Militär im Jahr 1958 einen Plan. Man wollte eine Atombombe zum Mond schicken und auf der Oberfläche detonieren lassen. Vorzugsweise so, dass die Explosion auf der Erde sichtbar wäre. Offiziell gab man für die Operation einen verhältnismässig nüchternen Missionszweck an: die Erforschung nuklearer Explosionen im Weltall. Umgesetzt wurde der Plan nie. Das Militär fürchtete einen Imageschaden bei der eigenen Bevölkerung.

2 Auf den ersten Blick sieht das Projekt «Znamya» nach einem genialen Plan eines superfiesen James-Bond-Bösewichts aus. Und zwar sollten mithilfe einer riesigen, in der Erdumlaufbahn platzierten Spiegelfolie Sonnenstrahlen eingefangen und auf die Erdoberfläche reflektiert werden. Doch ein James Bond brauchte da nicht einzugreifen. Denn Ziel des Projekts war nicht, die Menschheit auszulöschen. Es ging bloss darum, die nördlichen Polarregionen während der dunklen Wintermonate zu beleuchten. Davon versprachen sich die Forscher der russischen Raumfahrtbehörde, während des Polarwinters Solarenergie gewinnen zu können.

Ein erster Versuch mit einem 20-Meter-Durchmesser-Segel wurde 1991 erfolgreich durchgeführt. Ein zweiter Versuch mit einem Segel von 25 Metern Durchmesser schlug fehl. Die Folie verhedderte sich beim Auffalten in einer Antenne der Raumstation MIR, von wo aus die Folie losgeschickt wurde. Kurz darauf riss sie. Und mit ihr auch der Budgetplan. Ende der Übung.

3 Seit über 100 Jahren immer wieder auf der Agenda der Weltraumforscher steht ein Lift ins All. Die Idee taucht erstmals im Jahr 1895 auf, bei Konstantin Tsiolkovski. Der stellte sich zum Lift auch noch einen 36 000 Kilometer hohen Turm vor. Dessen Spitze wäre dann auf derselben Höhe wie der geostationäre Orbit und würde mit der Rotationsgeschwindigkeit der Erde dort bleiben.

Eine grandiose Idee stirbt nie. Eine absurde offenbar auch nicht. Inzwischen beschäftigte sich sogar Google X, Googles Forschungsabteilung, mit Plänen, einen solchen Lift zu bauen. Und nur, weil auch dieses Projekt aufgegeben wurde, müssen wir noch lange nicht die Hoffnung aufgeben, irgendwann doch noch per Lift ins All zu reisen. Die Firma LiftPort aus den USA hat die Idee wieder aufgegriffen. Sie ist gerade dabei, die Finanzierung für den Bau eines Lifts zum Mond zu klären.

tageswoche.ch/+fsh0p ×

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

KINDERVELOSITZ VORNE BOBIKE

Es fehlt die Halterung zum befestigen, kann als Einzelstück gekauft werden! Fr. 180.–.

EINSTELLPLATZ TANGENTEN-WEG

Einstellplatz am Tangentenweg (Erlenmatt beim Musicaltheater), ab 1. September zu vermieten. Miete Fr. 150.– monatlich.

ASUS LAPTOP MIT 4-JÄHRIGER GARANTIE

Fehleinkauf mit MS Office 13 HOME & ST, originalverpackt, ungeöffnet. Fr. 420.–.
Neu mit Garantieverlängerung.

NACHMIETE 2-ZIMMER-WOHNUNG IM BASLER ST. JOHANN

Suche Nachmieter per 1.8. oder nach Vereinbarung für eine geräumige 2-Zimmer-Wohnung im St. Johanns-Quartier in Basel.
Die Wohnung ist toll gelegen, 11er-Tram und diverse Bushaltestellen sind gleich um die Ecke. Innenstadt, Universität und Einkaufsmöglichkeiten (Coop, Migros, Denner) sind in Gehdistanz.
Moderne schöne Küche, Bad mit Duschwanne.
Grün vor dem Fenster und ruhige Lage.
Kleiner Balkon bei der Küche.
Mietpreis inklusive Nebenkosten Fr. 1220.–.
Johanniterstr. 11, 1. Stock, 2 Zimmer, 55 m^2, mit Estrichabteil.

2 TICKETS BREGENZER FESTSPIELE AM 31.07.2015

Ich biete zwei Karten für die Oper «Turandot» von Giacomo Puccini am 31.07.2015 auf der Seebühne in Bregenz.
Die Karten sind in Reihe 15, Aufgang B links, Platznummer 138,139. Ich verkaufe zum Originalpreis von jeweils 76 Euro resp. Fr. 80.–.

PROFESSIONELLES PORTRÄT-FOTOSHOOTING

Sommeraktion! Professionelles Beauty-Portrait-Fotoshooting inklusive Make-up zum sensationellen Preis von Fr. 199.–!
Als Model vor der Kamera stehen, dieser Traum wird jetzt wahr! Du wirst von einer professionellen Make-up-Artistin geschminkt und danach im Fotostudio mit komplettem Licht-Setup fotografiert. Deine Wünsche und Ideen werden natürlich berücksichtigt und fliessen in dein Shooting mit ein. Danach bekommst du die besten Bilder im Format 10x15 cm in Fotoqualität direkt ausgedruckt und die CD mit allen Bildern nach Hause geschickt.
Jeder ist fotogen! Darum bieten wir dir unsere Fotogenialitäts-Garantie. Sollten dir deine Bilder nicht gefallen, verrechnen wir dir keinen einzigen Franken für dein Shooting!
Buche dein ganz persönliches Shooting noch heute. Wir freuen uns auf dich!
Wir fotografieren auch Familien, Kinder, Schwangere und Haustiere.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

SACHBEARBEITERIN/SACHBEARBEITER (100%) IN LIESTAL

Das Kantonale Amt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (KIGA) Baselland in Pratteln ist das umfassende Kompetenzzentrum in der Arbeitswelt des Kantons Basel-Landschaft. Für das Ressort Firmenbezogene Entschädigungen, Abteilung Öffentliche Arbeitslosenkasse, suchen wir per sofort oder nach Vereinbarung eine/n Sachbearbeiterin/Sachbearbeiter (100%).

VERKÄUFER HARTWAREN – 100% W/M IM RAUM BASEL

Für unseren Partnerkunden suchen wir flexible und engagierte Warenbewirtschafter mit Flair für den Verkauf von Food- und Non-Food-Artikeln in Festanstellung, die sich in einem dynamischen und spannenden Umfeld entwickeln wollen.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche 061 561 61 61

ANZEIGE